
TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

gendlichen aus bildungsfernen Migrationsmilieus zu legen, so dass auch diese Jugendlichen eine Chance haben, ihren Platz in der Gemeinschaft und der Gesellschaft zu finden. Verbesserte Rahmenbedingungen für eine Zusammenarbeit und Vernetzung von Jugendwohlfahrt, schulischem Bereich, außerschulischer Jugendarbeit sowie Elternarbeit könnten hier einen wichtigen Beitrag leisten.

Literatur

- Bauman, Zygmunt (2009): *Gemeinschaften. Auf der Suche nach Sicherheit in einer bedrohlichen Welt.* Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne.* Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hg.) (2003): *4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich/Teil A: Jugendradar.* Wien: Eigenverlag
- Ecarius, Jutta (2009): *Jugend und Familie. Eine Einführung.* Stuttgart: Kohlhammer
- Gapp, Patrizia (2007): *Konflikte zwischen den Generationen? Familiäre Beziehungen in Migrantenfamilien,* in: Weiss, Hilde (Hg.): *Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 131-153
- Gebhardt, Winfried (2008): *Gemeinschaften ohne Gemeinschaft. Über situative Event-Vergemeinschaftung,* in: Hitzler u.a. (Hg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 202-213
- Großegger, Beate (2001): *Beziehungswerte. Freunde, Partnerschaft und Familie in den Werte-Sets Jugendlicher,* in: Friesl, Christian (Hg.): *Experiment Jung-Sein. Die Wertewelt österreichischer Jugendlicher.* Wien: Czernin, 6-72
- Großegger, Beate (2003): *Die sozialen Netzwerker. Primärbeziehungen im jugendlichen Alltag,* in: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hg.): *4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich/Teil A: Jugendradar.* Wien: Eigenverlag, 6-39
- Großegger, Beate (2008a): *Computerspiele im Alltag Jugendlicher. Gamer-Segmente und Gamer-Kulturen in der Altersgruppe der 11- bis 18-jährigen.* Wien: Projektbericht zur Studie des Instituts Jugendkulturforschung im Auftrag des BMGFJ und der BuPP
- Großegger, Beate (2008b): *Extreme Spielarten der Jugendkultur,* in: Scheithauer, Herbert u.a. (Hg.): *Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter. Erscheinungsformen, Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention.* Stuttgart: Kohlhammer, 316-332
- Großegger, Beate (2009): *Soziale Exklusion aus lebensweltlicher Perspektive. Familienalltag in benachteiligten Lebenslagen: Marginalisierungserfahrungen, Exklusionsempfinden und Bewältigungsstrategien von Kindern, Jugendlichen und deren Eltern.* Wien: Berichtsband zur Eigenstudie des Instituts für Jugendkulturforschung
- Großegger, Beate (2010): *Jugend und Gesellschaftspolitik – Teil 1. Die Fuß-Fasser: 14- bis 29-jährige als Zielgruppe des ORF.* Wien: Zwischenbericht zur Studie Jugend und Gesellschaftspolitik durchgeführt vom Institut für Jugendkulturforschung im Auftrag des ORF
- Großegger, Beate; Heinzlmaier, Bernhard (2007): *Die neuen vorBilder der Jugend. Stil- und Sinnwelten im neuen Jahrtausend.* Wien: G&G
- Heitmeyer, Wilhelm; Endrikat, Kirsten (2008): *Die „Ökonomisierung des Sozialen“. Folgen für „Überflüssige“ und „Nutzlose“,* in: Heitmeyer, Wilhelm (Hg.): *Deutsche Zustände. Folge 6,* Frankfurt am Main: Suhrkamp, 55-72
- Heinzlmaier, Bernhard (2007): *Jugend unter Druck. Das Leben der Jugend in der Leistungsgesellschaft und die Krise der Partizipation im Zeitalter des posttraditionellen Materialismus (E-Paper),* online verfügbar unter: http://www.jugendkultur.at/Leistungsdruck%20Report_2007_jugendkultur.at.pdf (Zugriff am 4.8.2009)
- Hitzler, Ronald (2008): *Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung. Über Jugendszenen,* in: Hitzler u.a. (Hg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 55-72
- Hitzler u.a. (2001): *Leben in den Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute.* Opladen: Leske+Budrich

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

- Hitzler u.a. (Hg.) (2008): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Hurrelmann, Klaus (2007): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung (9., aktualisierte Auflage), Weinheim/München: Juventa
- Hurrelmann, Klaus u.a. (2006): Eine pragmatische Generation unter Druck. Einführung in die Shell Jugendstudie 2006, in: Dt. Shell (Hg.): Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck (15. Shell Jugendstudie), Frankfurt am Main: Fischer, 31-48
- Illouz, Eva (2006): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004, Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Jureit, Ulrike (2006): Generationenforschung, Göttingen: UTB
- Jurczyk, Karin; Barthelmes, Jürgen (2009): Private Kindheit. Zwischen Familie und Freunden, zwischen Bildung und Medien – ist das Private wirklich privat?, in: Deutsches Jugendinstitut e.V. (Hg.): DJI Bulletin 85 – Themenheft: Das Wissen über Kinder – eine Bilanz empirischer Studien, 1/2009, 9-12
- Kraus, Wolfgang (2006): Alltägliche Identitätsarbeit und Kollektivbezug. Das wiederentdeckte Wir in einer individualisierten Gesellschaft, in: Keupp, Heiner; Hohl, Joachim (Hg.): Subjektdiskurse im Wandel. Zur Theorie des Subjektes in der Spätmoderne. Bielefeld: Transcript, 143-164
- Luhmann, Niklas (2000): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität (4. Auflage). Stuttgart: UTB
- Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft. Frankfurt/New York: Campus
- Prischnig, Manfred (2008): Paradoxien der Vergemeinschaftung, in: Hitzler u.a. (Hg.): Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Bestimmungen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 35-54
- Scherr, Albert (2009): Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorien (9., erweiterte und umfassend überarbeitete Auflage), Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Schulze, Gernhard (1995): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart (5. Auflage), Frankfurt/New York: Campus
- Veith, Hermann (2008): Sozialisation, München/Basel: UTB
- Weber, Max (1984): Soziologische Grundbegriffe (6., erneut durchgesehene Auflage), Tübingen: UTB
- Weiss, Hilde (Hg.) (2007a): Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Weiss, Hilde (2007b): Wege zur Integration? Theoretischer Rahmen und Konzepte der empirischen Untersuchung, in: Weiss, Hilde (Hg.): Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 13-32
- Weiss, Hilde (2007c): Sozialstrukturelle Integration der zweiten Generation, in: Weiss, Hilde (Hg.): Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 33-69
- Weiss, Hilde; Strodl, Robert (2007): Soziale Kontakte und Milieus – ethnische Abschottung oder Öffnung? Zur Sozialintegration der 2. Generation, in: Weiss, Hilde (Hg.): Leben in zwei Welten. Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 97-129
- Zimmermann, Peter (2000): Grundwissen Sozialisation. Einführung zur Sozialisation des Kindes- und Jugendalter. Opladen: Leske+Budrich
- Zinnecker u.a. (2002): Null Zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrtausends. Opladen: Leske+Budrich

Datenquellen

- Institut für Jugendkulturforschung (2005): elf/18 – die Jugendstudie (Eigenstudie), rep. für 11- bis 18-jährige Jugendliche in Österreich, n=800
- Institut für Jugendkulturforschung (2007): elf/18 – die Jugendstudie (Eigenstudie), rep. für 11- bis 18-jährige Jugendliche in Österreich, n=880
- Institut für Jugendkulturforschung (2007) im Auftrag des BMSG: Wiederholungsbefragung zum Jugendradar 2003, rep. für 11- bis 18-jährige Jugendliche in Österreich, n=880

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

- Institut für Jugendkulturforschung (2008): Vorwahlbefragung zur Nationalratswahl 2008 (Eigenstudie), rep. für 16- bis 19-jährige, n=300
- Institut für Jugendkulturforschung im Auftrag des BMGFJ und der BuPP (2008): Computerspiele im Alltag Jugendlicher: Gamer-Segmente und Gamer-Kulturen in der Altersgruppe der 11- bis 18-jährigen, n=880
- Spectra im Auftrag des BMSG (2003): 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich: Jugendradar, rep. für 14- bis 30-jährige Jugendliche und junge Erwachsene in Österreich, n=1.549
- Tfactory Hamburg: Timescout Welle 11 (2007), 11- bis 39-jährige Trendsetter und Early Adopters, n=1.200
- Tfactory Wien: Timescout Welle 9 (2008), 11- bis 39-jährige Trendsetter und Early Adopters, n=1.005

DIE AUTORIN:

Beate Großegger, Mag.Dr. phil., ist wissenschaftliche Leiterin und stv. Vorsitzende des Instituts für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at in Wien. Sie studierte Publizistik- und Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Kommunikationssoziologie und Kommunikationspsychologie und ist seit 1996 in der Jugendforschung tätig. Von 1996 bis 2000 arbeitete sie in der Abteilung „Jugendkultur- und Trendforschung“ des Österreichischen Instituts für Jugendforschung. Seit 2001 leitet sie die Forschungsabteilung des Instituts für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at in Wien. Seit 2002 ist sie darüber hinaus Lehrbeauftragte am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, seit 2005 Lehrbeauftragte am Institut für Praktische Theologie der Universität Innsbruck.

Aktuelle Forschungsschwerpunkte: Jugend und Politik, Jugend und Medien, soziale Exklusion, Lebensstile und Werte, innovative Ansätze der Zielgruppenkommunikation.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

4.3 Jugendliche Freizeitkulturen in der Risikogesellschaft

Posttraditionale Formen der Vergemeinschaftung, Freizeitverhalten, Mediennutzung und Sport

Bernhard Heinzlmaier

1. Die Risikogesellschaft als allgemeiner Rahmen des Freizeit(er)lebens von Jugendlichen

Der deutsche Soziologe Ulrich Beck beschreibt unsere Gesellschaft als „Risikogesellschaft“. Das wesentliche Kennzeichen einer solchen Gesellschaft ist, dass sie nach der „Logik der Risikoproduktion“ funktioniert. Beck verweist hier vor allem auf gesellschaftlich produzierte Risiken, also Risiken, die unmittelbar aus den Produktionsverhältnissen, der Art und Weise, wie die Produktion von Gütern und ihre Verteilung in unserer Gesellschaft organisiert wird, hervorgehen. (vgl. Beck 2007) Gesellschaften, die nach einer Logik der Risikoproduktion funktionieren, werfen für den Einzelnen die Frage nach dem individuellen Umgang mit gesellschaftlich produzierten Risiken auf. Insbesondere die Jugend ist von der neuen gesellschaftlichen Risikokultur betroffen. Aus traditionellen Gemeinschaften und Beziehungen freigesetzt, steht sie heute vielfach vor der Situation, dass sie gesellschaftlich produzierte Risiken im hohen Maße individuell, also auf sich alleine gestellt, zu bewältigen, oder neudeutsch gesagt, zu managen hat.

Entsprechend ist das Urteil der Jugend über die Gesellschaft ein ambivalentes. Zum einen findet sie vieles von dem, was die postmoderne Wissens- und Erlebnisgesellschaft zu bieten hat, interessant und erstrebenswert, zum Beispiel hochwertige Konsumgüter, aber auch interessante berufliche Entwicklungsmöglichkeiten, zum anderen steht sie einem immer verschulter und reglementierter werdenden Bildungssystem, der einseitigen Unterordnung von Ausbildungsgängen unter die Bedürfnisse der Wirtschaft und der damit verbundenen zunehmenden Entfremdung der Lernenden von ihren persönlichen Zielen, Wünschen und Bedürfnissen mit großer Skepsis gegenüber. Zudem wird die Arbeitswelt als risikoreich und ungerecht wahrgenommen. Man hat das Gefühl, alles richtig zu machen und dennoch dafür nicht entsprechend belohnt zu werden.

Das Entfremdungsgefühl und die damit verbundene Angst, die eigenen Selbstverwirklichungsinteressen zugunsten von Anforderungen, die von äußeren Mächten auferlegt werden, zurückzustellen oder gar aufgeben zu müssen, zeigt beispielhaft die Blitzzumfrage „Uni-Proteste 2009“ (Institut für Jugendkulturforschung 2009b), in deren Rahmen die Protest-Elite der Uni-Protestbewegung im Umfeld des besetzten Audimax der Universität Wien zu ihren wichtigsten Handlungsmotiven befragt wurden. Ihre wichtigste Forderung war „Bildung statt Ausbildung“. Gemeint ist damit ein selbstbestimmtes Studium mit einem Curriculum, das nicht in erster Linie den Interessen der Wirtschaft unterworfen ist und individuellen Bildungsinteressen, vor allem aber der Persönlichkeitsbildung, mehr Raum gibt.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

2. Die Ökonomisierung des Sozialen, das Steigerungsspiel und deren Auswirkungen auf das Freizeitverhalten der Jugend

Das Leben der Jugend ist heute durchgehend von einer Ökonomisierung des Sozialen (vgl. Heitmeyer 2007) betroffen. Sie drückt dem Leben der Menschen sowohl in der Arbeitswelt, in den Bildungsinstitutionen, als auch in der Freizeit ihren Stempel auf. Ökonomisierung des Sozialen bedeutet, dass alle Bereiche des Lebens der Menschen den Imperativen des Marktes untergeordnet werden. Die Marktwirtschaft tritt quasi über die Ufer ihres Flussbettes und überschwemmt die gesamte Gesellschaft mit ihren ökonomischen Normen und Regulativen. Effizienz, Nützlichkeit, Verwertbarkeit, Funktionsfähigkeit, Rentabilität etc. werden zu den einzigen und allgemeinen Gradmessern menschlichen Denkens und Handelns. (vgl. Heitmeyer 2007)

Empirisch lässt sich der alles kolonialisierende Siegeszug der ökonomischen Logik beispielhaft am Bedeutungszuwachs der Erwerbsarbeit in unserer Gesellschaft demonstrieren. Debatten über Arbeitszeitverkürzung wie in den 1980er Jahren, über ein erfülltes Leben mit weniger oder gar ohne Erwerbsarbeit, werden heute nicht mehr geführt. Vielmehr ist unsere Gesellschaft arbeitszentriert, auf den gesellschaftlichen Bereich der Arbeit werden alle anderen Lebensbereiche der Menschen bezogen und diesem hierarchisch untergeordnet. So werden nach und nach die sozialen Sicherungssysteme (z.B. Krankenversicherung), die Familie und besonders Schulen und Universitäten den Bedürfnissen der Marktlogik untergeordnet, sämtliche gesellschaftliche Institutionen, die bislang in relativer Distanz zum Markt existierten, werden zusehends in dessen Einflussbereich gebracht und haben sich nun weitgehend an wirtschaftlichen Anforderungen zu orientieren.

Die Ökonomisierung des Sozialen bemächtigt sich auch des Alltagshandelns der Menschen. In den Freundeskreisen, in den Peergroups, in den Szenen der Jugendlichen werden der ökonomischen Sphäre entlehnte Erfolgskriterien zur Grundlage von Anerkennung und Inklusion. Damit wird auch die Freizeit zu einem Bestandteil der Leistungsgesellschaft. Das Handeln der jungen Menschen in der Freizeit folgt zum großen Teil der ökonomischen Logik des Steigerungsspiels. (vgl. Schulze 2004) Immer weiter, immer größer, immer höher ist zum Grundprinzip der jugendlichen Freizeit- und Erlebnisgesellschaft geworden. Wer ist der beste „Styler“? Wer hat das schnellste Auto? Wer kann die besten Tricks auf dem Snowboard? Wer hat die meisten Freunde in Facebook und ist damit „the most famous“ in der Peergroup?

Diese und ähnliche Fragen bewegen die Jugendlichen in der Freizeit. Und der Konkurrenzkampf um Style und Erlebnisqualität kennt keine Grenzen. Die Fähigkeit zum Ankommen, zur zumindest vorübergehenden Zufriedenheit mit dem Erreichten, ist nicht nur der Jugend, sondern der ganzen Gesellschaft verloren gegangen. Die Jugendlichen haben von den Erwachsenen gelernt, dass man sich in der postmodernen Leistungs-, Konkurrenz- und Erlebnisgesellschaft niemals mit dem zufrieden geben darf, was man gerade hat. Nach vorne schauen, die Grenzen immer weiter hinausschieben, ständig auf der Suche nach dem Neuen, dem Besseren sein, das ist die Grundhaltung, die in unserer Gesellschaft belohnt wird. Die Jugend kopiert lediglich das Freizeitverhalten der Erwachsenen, wenn sie ihr Heil in der Vermehrung des individuellen Konsums und in materiellen Grenzüberschreitungen sucht. Wie ihre Eltern haben die Jungen selbst in der Freizeit das Ankommen gelernt, und wie diese haben sie dafür den entsprechenden Preis zu bezahlen.

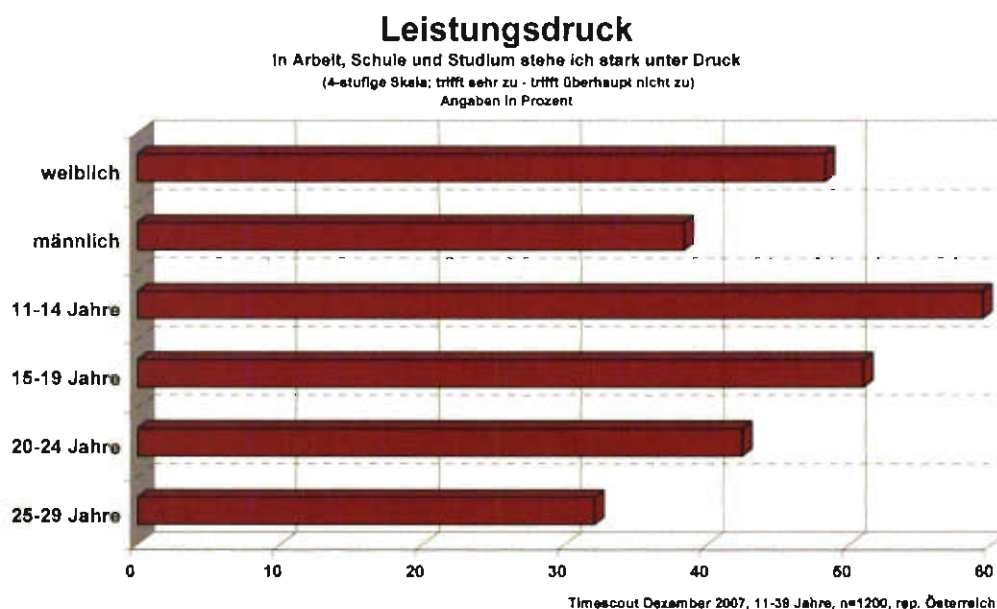
3. Leben und Freizeitverhalten in der Burnout- und Stressgesellschaft

In einer Gesellschaft wie in der unseren, in der das Leistungs- und Konkurrenzprinzip sich dermaßen verallgemeinert hat, bleibt auch die Freizeit von Druck- und Stresserfahrungen nicht ausgenommen. Jugendliche und junge Erwachsene fühlen sich in unserer Gesellschaft unter permanenten Druck gesetzt. Besonders intensiv wird der Druck in den Bereichen Arbeit, Studium und Schule empfunden. Fast 70 Prozent der 11- bis 29-jährigen geben an, in Arbeit und Ausbildung stark unter Druck zu stehen. (Heinzlmaier 2007:8)

Was auffällt, ist, dass sich deutlich mehr weibliche Jugendliche und junge Erwachsene unter Druck fühlen als männliche Jugendliche und junge Erwachsene (weiblich: 71,2 Prozent, männlich: 60,9 Prozent). Im Altersgruppenvergleich zeigt sich, dass bei den unter-20-jährigen, insbesondere in der Gruppe der 11- bis 14-jährigen, die Zahl derer, die sich stark unter Druck fühlen, am höchsten ist. In der Altersgruppe der 11- bis 14-jährigen fühlen sich 75 Prozent unter starkem Druck. Bei den 15- bis 19-jährigen sinkt der Anteil auf 66 Prozent, um schließlich bei den 25- bis 29-jährigen auf einen Tiefststand von 61 Prozent anzukommen. Es zeigt sich also, dass vor allem das Geschlecht und das Alter Einfluss auf das Stress- und Druckempfinden der jungen Österreicher/innen haben.

Abbildung 1: Von 11- bis 29-jährigen empfundener Leistungsdruck

Zustimmung zur Aussage „In der **Arbeit/der Schule/im Studium** stehe ich stark unter Druck“ – Top-2-Boxes auf Skala 1 bis 4



Datenquelle: tfactory Österreich (2007): Timescout Welle 10, rep. für 11- bis 39-jährige Trendsetter und Early Adopters, n=1.200

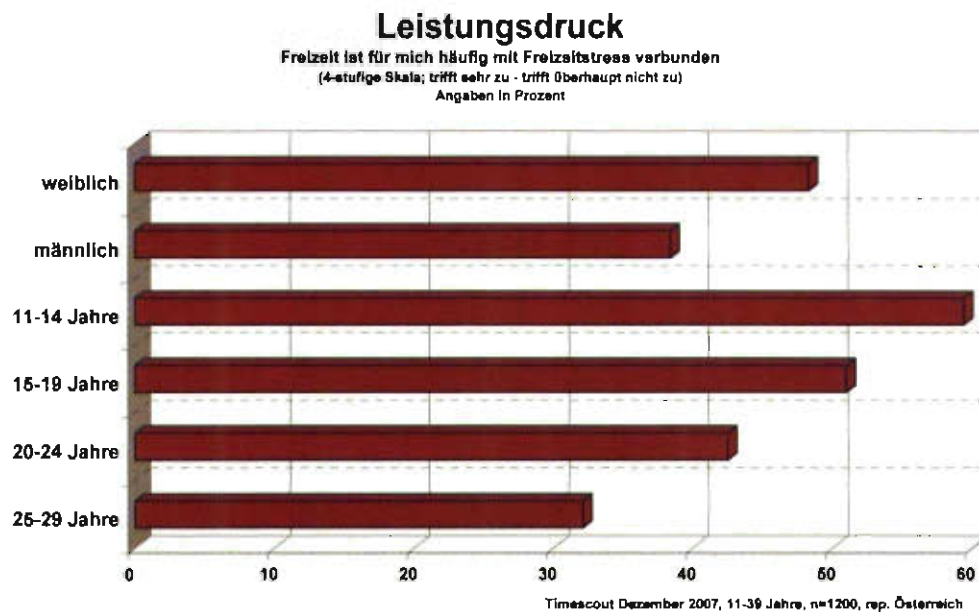
Stress- und Druckgefühle stehen allerdings keineswegs ausschließlich in Verbindung mit dem „Ernst des Lebens“ oder dem „Reich der Notwendigkeit“, also mit Arbeit und Ausbildung. Auch das „Reich der Freiheit“, die Freizeit, wird mit Stresserlebnissen in Verbindung gebracht. Und die besonders vom Stress betroffenen Gruppen sind dieselben, die auch in

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

den Lebensbereichen Arbeit, Bildung und Schule die höchste Stressbelastung aufweisen: weibliche Jugendliche und unter-20-jährige Jugendliche. Der Anteil der in der Freizeit stark stressbelasteten Jugendlichen nimmt auch hier mit zunehmendem Alter kontinuierlich ab: Liegt er bei den 11- bis 14-jährigen noch fast bei 60 Prozent, so sinkt er in den höheren Altersgruppen kontinuierlich ab, um sich am Ende bei den 25- bis 29-jährigen auf einem Niveau von rd. 30 Prozent einzupendeln.

Abbildung 2: Von 11- bis 29-jährigen empfundener Leistungsdruck

Zustimmung zur Aussage „Freizeit ist für mich häufig mit **Freizeitstress** verbunden“ - Top-2-Boxes auf Skala 1 bis 4



Datenquelle: tfactory Österreich (2007): Timescout Welle 10, rep. für 11- bis 39-jährige Trendsetter und Early Adopters, n=1.200

Woran liegt es nun, dass gerade die unter-20-jährigen selbst die Freizeit, also jene Zeit, die ihnen zur Regeneration und zum Sammeln neuer Energien dienen sollte, damit sie den Herausforderungen der Bildungs- und Arbeitswelt besser gerecht werden können, eher zusätzlich zu stressen scheint, als sie zu entlasten?

Betrachten wir zuerst jene Gruppe, in der der Anteil der Gestressten am größten ist: die 11- bis 14-jährigen. Ein wichtiger Faktor für das massenhafte Entstehen von Stress und Druck sind hier vermutlich vor allem die von den Eltern aus den Mittelschichten unternommenen Versuche, etwas, was die Schulen immer weniger leisten, nämlich die allgemeine Persönlichkeitsbildung, in die Freizeit zu verlagern. Während in den Schulen mehr und mehr auf für die spätere Berufsausbildung funktionales Wissen fokussiert wird, wird die Freizeit zusehends für die Vermittlung von so genannten Softskills, allgemeinen Kulturtechniken und Persönlichkeitsbildung benutzt. In der frühen Jugendphase (11 bis 14 Jahre) erscheint der jugendliche Alltag ähnlich dem der Kindheit funktional verinselt. In der Sozialisationsforschung steht der Begriff der Verinselung für die Zerstückelung der kindlichen und frühjugendlichen Lebenswelt in kleine, oft unvermittelt nebeneinander stehende Einheiten und die fast lückenlose Integration von Kindern und Jugendlichen in päd-

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

gogische Einrichtungen. (vgl. Hurrelmann 2002) Was ihnen dadurch verloren geht, sind Freiräume, in denen sie sich ungestört bewegen können und in denen sie die Chance haben, sich unabhängig von pädagogischer Anleitung mit ihren persönlichen Fähigkeiten und Interessen auseinander zu setzen. „In einer durchreglementierten Lebenswelt mit strenger Zeitstrukturierung sind die Möglichkeiten hierfür begrenzt.“ (Hurrelmann 2002: 252) Die Kinder und Jugendlichen werden von einer betreuten Insel zu anderen bewegt. Lerngruppen, Sportverein, Ballettkurs, Tanzkurs, Reitstunden, Theatergruppen etc. werden ihnen von den Eltern mit den besten Absichten verordnet, führen aber am Ende oft zu einem vollständig durchstrukturierten und funktional kolonialisierten frühjugendlichen Freizeitalltag, in dem keine Freiräume für autonome oder selbstsozialisatorische kulturelle Praxen mehr offen bleiben.

Nicht der einzelne Kurs, aber die Verdichtung der betreuten Kursangebote, die weitgehende Durchreglementierung und Durchstrukturierung des gesamten Lebens der Jugendlichen auch außerhalb der Schule, erzeugen hier das Gefühl von Stress und Druck.

Auf eine völlig andere mögliche Problematik, die ein Auslöser für Freizeitstress sein könnte, verweist der französische Psychiater Alain Ehrenfeld in seinem Buch „Das erschöpfte Selbst“. Für Ehrenfeld ist das große Problem des Menschen unserer Zeit die Last des Möglichen. Seiner Meinung nach leidet der postmoderne Mensch nicht primär an bedrückenden Normen und beengenden Regulativen, sondern an den ständig weit geöffneten Räumen des Möglichen, die er ohne über ausreichende Führung, Vorgaben oder Vorlagen zu verfügen, gestalten muss. Die Menschen stehen unter dem permanenten Druck, aus eigener Verantwortung heraus Initiativen setzen zu müssen, gestalten zu müssen, aus sich selbst etwas machen zu müssen. (vgl. Ehrenfeld 2008)

Gerade Jugendliche, die aufgrund ihrer Stellung im Entwicklungsverlauf im hohen Maße damit beschäftigt sind, sich selbst und ihren Platz in einer komplexen sozio-kulturellen Welt zu finden, fühlen sich von den überall rund um sie herum offenen Möglichkeitsräumen besonders überfordert. Vielfach ohne auf ein Vorbild zurückgreifen zu können und mit nur wenig Unterstützung von Erwachsenen müssen sie sich eine eigene Identität, ein individuelles und unverwechselbares Persönlichkeitsprofil erarbeiten. Die Zahl der Jugendlichen, die mit dieser Anforderung nicht mehr zurecht kommen und demzufolge mit dem ständigen Gefühl leben müssen, die gesellschaftlich gebotenen Möglichkeiten nicht ausreichend nutzen zu können und damit auf Dauer „unvollständig“ zu bleiben, wird immer größer. Wenn man nicht das aus sich selbst machen kann, von dem man glaubt, dass es gesellschaftlich erwünscht ist, wenn man die offenen Räume nicht mit Ideen und Projekten füllen kann, wie es die Gesellschaft von einem selbständigen, autonom entscheidenden und handelnden Individuum erwartet, kann Verzweiflung und Depression die Folge sein.

Viele Jugendliche fühlen sich aufgrund der tagtäglichen Überforderung durch beständig offene Möglichkeitsräume wie gelähmt. Sie hören auf zu handeln, weil sie die Last, immer eigenverantwortlich und initiativ sein zu müssen, nicht mehr (er-)tragen können. Ehrenfelds allgemeine Gesellschaftsdiagnose der sich ausbreitenden Depression passt zur besonderen Situation einer durch den Zwang zur Selbstverwirklichung und zur Individualisierung überforderten Jugend in der postmodernen Leistungs- und Konkurrenzgesellschaft. „Die Depression zeigt uns die aktuelle Erfahrung der Person, denn sie ist die Krankheit einer Gesellschaft, deren Verhaltensnormen nicht mehr auf Schuld und Disziplin,

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

sondern auf Verantwortung und Initiative gründen. Gestern verlangten die sozialen Regeln Konformismus im Denken, wenn nicht Automatismus im Verhalten; heute fordern sie Initiative und mentale Fähigkeiten. Die Depression ist eher eine Krankheit der Unzulänglichkeit als ein schuldhaftes Fehlverhalten, sie gehört mehr ins Reich der Dysfunktion als in das des Gesetzes: Der Depressive ist ein Mensch mit einem Defekt.“ (Ehrenfeld 2008:20)

Folgen wir Ehrenfeld, so ist einer der wichtigsten Gründe, dass sich die postmoderne Jugend gestresst und unter Druck bis hin zur depressiven Handlungsunfähigkeit fühlt, der Umstand, dass ihr alles möglich ist, dieses Mögliche aber nur durch selbstverantwortliche Eigeninitiative erschlossen werden kann. Somit liegt die Quelle von Freizeitstress letztendlich auch darin begründet, dass Jugendliche für sich eine passende jugendkulturelle Rolle finden müssen, sich deren Ästhetik und Denk- und Handlungsmuster anzueignen haben, um so die Inklusion in eine jugendkulturelle Community zu erreichen. Und hinzu kommt, dass dieser Prozess niemals abschließbar ist, da es viele solche Communities gibt und die Aufgabenstellung darin besteht, mehreren dieser Communities zur gleichen Zeit anzugehören, möglichst flexibel von einer zur anderen „switchen“ zu können, immer die passende Charaktermaske aufgesetzt und ohne Aussicht, jemals ein alles abschließendes Ziel zu erreichen. Das heißt, die Krise der postmodernen Jugend gründet auch in der Überforderung durch Eigenverantwortung und im nicht enden wollenden Selbstverwirklichungs- und Selbsterschaffungszwangs des postmodernen Individualismus.

4. Juvenilisierung der Freizeitkultur

In der Gegenwartsgesellschaft hat Jugendlichkeit einen hohen Statuswert. „Wer heute als Erwachsener noch „in“ sein und damit den Idealen von Jugendlichkeit gerecht werden will, muss jenseits milieuspezifischer Traditionalismen zunächst einmal durch sportliche Eleganz, „body image“, Harmonie und Dynamik, verbunden mit einem Höchstmaß an jugendlichem Habitus zu glänzen versuchen. Schlank, schön und sportlich scheint immer mehr mit Können, Leistungsstärke, Scharfsinn, Flexibilität, Geschicklichkeit und Beweglichkeit gleichgesetzt zu werden. Erfolg im 21. Jahrhundert wird wesentlich über diese Attribute definiert.“ (Ferchhoff 2007: 261f) Damit ist Jugendlichkeit nicht mehr allein für die unter 30-jährigen eine notwendige Eigenschaft. Weit über diese Altersgruppe hinaus ist das Attribut „Jungsein“ heute für nahezu alle Gesellschaftsmitglieder zu einem unverzichtbaren Bestandteil eines erfolgreichen und vor allem sinnvollen Lebens geworden. Der Notwendigkeit des Willens zum Jungsein kann sich heute fast keiner mehr entziehen.

Jugendlichkeit ist gleichzeitig eine Frage der Einstellung und des kulturellen Ausdrucks, d.h. wir sprechen über eine „verinnerlichte Jugendlichkeit und Identitätsstabilisierung, welcher über das Äußere Ausdruck verliehen werden soll“. (Posch 2009:109) Es geht also für den Menschen der Postmoderne vordergründig darum, das innere Einstellungsmuster der Jugendlichkeit mit Hilfe von typischen Zeichen und Symbolen öffentlich adäquat darzustellen. Und wer sich als jugendlich darstellen, inszenieren will, der braucht Zugriff auf das Zeichen- und Symbolreservoir der Jugendkulturen. Wenn heute Erwachsene, also Leute weit jenseits der 30er, jugendlich sein wollen, so geht das nicht immer auf eine persönliche, unabhängige und freie Entscheidung zurück. Vielmehr besteht in der Gesellschaft ein Zwang zum Jungsein. Wer nicht im Kopf jung ist und es nicht versteht, diese jugendliche Einstellung in passender kultureller Form öffentlich zu demonstrieren, der gilt vielen, insbesondere den Entscheidungsträger/innen der Berufswelt, aber auch im Freundes- und

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Kollegenkreis, als träge, nicht erfolgsorientiert, zu wenig dynamisch, einfach als alt. Es gibt heute nichts Schlimmeres als zum alten Eisen zu gehören. Wer ihm zugezählt wird, dem droht nicht nur die Exklusion aus dem Arbeitsmarkt. Also versuchen die Menschen den Ausschluss aus der Gemeinschaft der Jungen, Erfolgreichen, Dynamischen und Schönen dadurch zu vermeiden, dass sie sich demonstrativ jugendlich inszenieren, indem sie sich kulturelle Artefakte, Verhaltensweisen und Lebenseinstellungen der Jugendkulturen aneignen.

Jugendlichkeit wird heute auf den Freizeitmärkten gehandelt. Sie steckt in Sportgeräten, Modeartikeln, Accessoires, aber auch in Urlaubsangeboten, Computerspielen und Musik-events. Die kulturelle Macht auf den Freizeitmärkten liegt in den Händen der jungen Generationen. Junge Modedesigner/innen bestimmen, welche Hosen und Schuhe die juvenilen 50er zu tragen haben, 20-jährige Stars der Musikszene geben den Takt und Tanzstil vor, nach dem sich junggebliebene Alte auf Bällen und in Tanzlokalen bewegen und blutjunge Netzwerktechniker/innen und Programmierer/innen bestimmen darüber, wie die Alten im Internet kommunizieren und welche Computerprogramme sie benutzen.

Nimmt man also die kulturelle Sphäre im weiteren Sinn ins Visier, so zeigt sich schnell, dass dort jugendliche Dynamik, junge Lifestyles und juvenile Ästhetiken regieren. Hier scheint sich in der Realität abzubilden, was Margaret Mead schon in den 1960er Jahren als zukünftige, präfigurative Kultur beschrieben hat, eine Kultur, in der die Älteren von den Jungen zu lernen haben, nicht umgekehrt, wie es in traditionellen Gesellschaften üblich ist. (vgl. Mead 1982) Der Grund für diese Umkehrung der kulturellen Machtverhältnisse liegt für Mead in der Enttraditionalisierung der Gesellschaft. In einer Gesellschaft wie der unseren, die durch dynamischen Wandel und schnelle Wechsel charakterisiert ist, werden Fertigkeiten, Werte, Gebräuche, ästhetische Muster etc. so schnell entwertet, dass den Alten nur mehr wenig bleibt, was sie den Jungen weitergeben könnten. Ihre traditionellen kulturellen Besitzstände und Kompetenzen sind oft bereits prekär und schon im Begriff wertlos zu werden, während sie diese noch an ihre Nachfolger/innen weiterzugeben versuchen.

Im Gegensatz dazu stehen die Jungen an der Spitze des Fortschritts, an der Bruchlinie zwischen der Gegenwart und der Zukunft, mitten in der heißen Zone, wo sich das neue abzuzeichnen beginnt und erste Konturen gewinnt. Gerade in einer Gesellschaft des Steigerungsspiels, in der es als höchste Tugend gilt, neue Möglichkeiten zu erschließen, Altes hinter sich zu lassen und die Grenzen hin zum Noch-nie-Dagewesenen zu überschreiten, ist es von entscheidender Bedeutung, sensibel für Zukunftstrends zu sein. Nicht das, was heute ist und schon gar nicht was gestern war, ist interessant, sondern das, was morgen kommen wird. Und am besten ist es überhaupt, das Neue hervorzubringen, es zu erschaffen, die Trends selbst zu setzen.

Entsprechend leben und agieren die Jugendlichen vor allem in der Freizeit. Sie tragen den angesagtesten Haarschnitt, haben das coolste neue Schidress, hören die hippste Musik aus den Clubs von New York, verwenden das aktuellste Handy-Modell von Apple und wissen, auf welcher Internetplattform man einfach sein muss, will man die interessantesten Typen kennen lernen. Die Jungen verfügen damit über das Wissen, das zur Ausübung des wichtigsten postmodernen Kultes, des Jugendkultes, unerlässlich ist. Nachdem ein immer größer werdender Teil der Älteren sich aufgrund des hohen Konformitätsdrucks dazu entschließen muss, aktiver Bestandteil dieses Kultes zu sein, gerät die Jugend als authentischer Träger des Kultes in eine durchaus relevante sozio-kulturelle Machtposition. Sie ent-

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

scheidet darüber, welche (Freizeit-)Sportarten von den Menschen ausgeübt werden, welche Klamotten man dabei trägt, was die angesagtesten Musikevents sind, und welches Bier man am Abend in der Bar trinkt. Die Macht auf den Kultur- und Freizeitmärkten gehört der Jugend, während sie im Wirtschaftsleben und in der Politik nach wie vor fest in den Händen der Alten ist.

5. Freizeit als Artikulationsraum ästhetisch geprägter Jugendkulturen

Während die personelle Basis der Jugendkultur die Peergroup darstellt, ist die Freizeit deren zeitliche Grundlage. (vgl. Schäfers/Scherr 2005: 142) Freizeit wird als Eigenzeit definiert und ist damit jene Zeit, die Jugendlichen zur Verfolgung ihrer eigenen Bedürfnisse und Interessen zur Verfügung steht. In der Freizeit sollte es, aus der Perspektive der Jugendlichen betrachtet, in erster Linie um ihre persönlichen Interessen gehen, um individuelle Präferenzen und Zwecke. Wesentlich erscheint der Verweis auf den expressiven Charakter der Freizeit. Die Freizeit ist für Jugendliche der bevorzugte Artikulationsraum für ihre kulturellen Ambitionen, es ist jener in der Regel öffentliche Raum, in der sich die Kultur der Jugendlichen am deutlichsten zeigt. (Silbereisen u.a. 1996: 261)

Die Jugendkulturen, die sich in der Freizeit manifestieren, sind ästhetisch geprägte Kulturen, d.h. Kulturen, die das Sinnliche, alles das, was mit den Sinnen wahrnehmbar ist, in ihren Mittelpunkt stellen. Jugendkulturen sind aber mehrheitlich nicht grob sinnlich. Es sind Kulturen, die das Sinnliche kultivieren, denen eine Tendenz zu Überformung, Überhöhung und Veredelung des Sinnlichen innewohnt. (vgl. Welsch 1996: 25) Jugendkulturelle Gemeinschaften, wie die in den Medien viel diskutierten und häufig abgebildeten Krocha, die Gothics, die Punks, aber auch sportliche Gemeinschaften wie die Beachvolleyballer/innen investieren viel Zeit und Energie in die Umsetzung eines genau festgelegten, nach teilweise komplexen Regeln definierten körperlichen und modischen Erscheinungsbildes.

Dieser starke Bezug vieler Jugendkulturen zur Ästhetisierung des eigenen Selbst hängt auch damit zusammen, dass die postmodernen Jugendkulturen Empfangs- und Wahrnehmungskulturen sind. Man versucht einander über Strategien des Einfühlens und Verstehens nahe zu kommen. Über Körperbild und modische (Selbst-)Inszenierungen werden Werte, Weltanschauungen und Lebensphilosophien zum Ausdruck gebracht. Es geht dabei darum, sich der jugendkulturellen und auch der darüber hinaus gehenden Öffentlichkeit mitzuteilen, indem man Bilder anbietet, Bilder, die zum Verstehen von persönlichen Identitäten und Images über visuelle Wahrnehmung einladen. Diskursorientierte Kommunikationsstrategien sind in der überwiegenden Anzahl der Jugendkulturen sekundär. Dies ist auch der Grund dafür, dass die wissenschaftliche Arbeit an und mit Jugendkulturen ihren Schwerpunkt auch auf eine qualitativ-verstehende, bildinterpretierende empirische Forschung legen muss, will sie den Kommunikationspraktiken der Jugendkulturen tatsächlich gerecht werden.

6. Freizeit und posttraditionale Gemeinschaftsformen

Die Freizeit vieler Jugendlichen spielt sich zunehmend außerhalb von traditionellen Institutionen ab. Wenn sie im Entwicklungsverlauf vom Kind zum Jugendlichen die erste Möglichkeit sehen, brechen sie häufig aus traditionellen Strukturen aus und wenden sich informellen, posttraditionalen Gemeinschaftsformen zu. (vgl. Hitzler u.a. 2005)

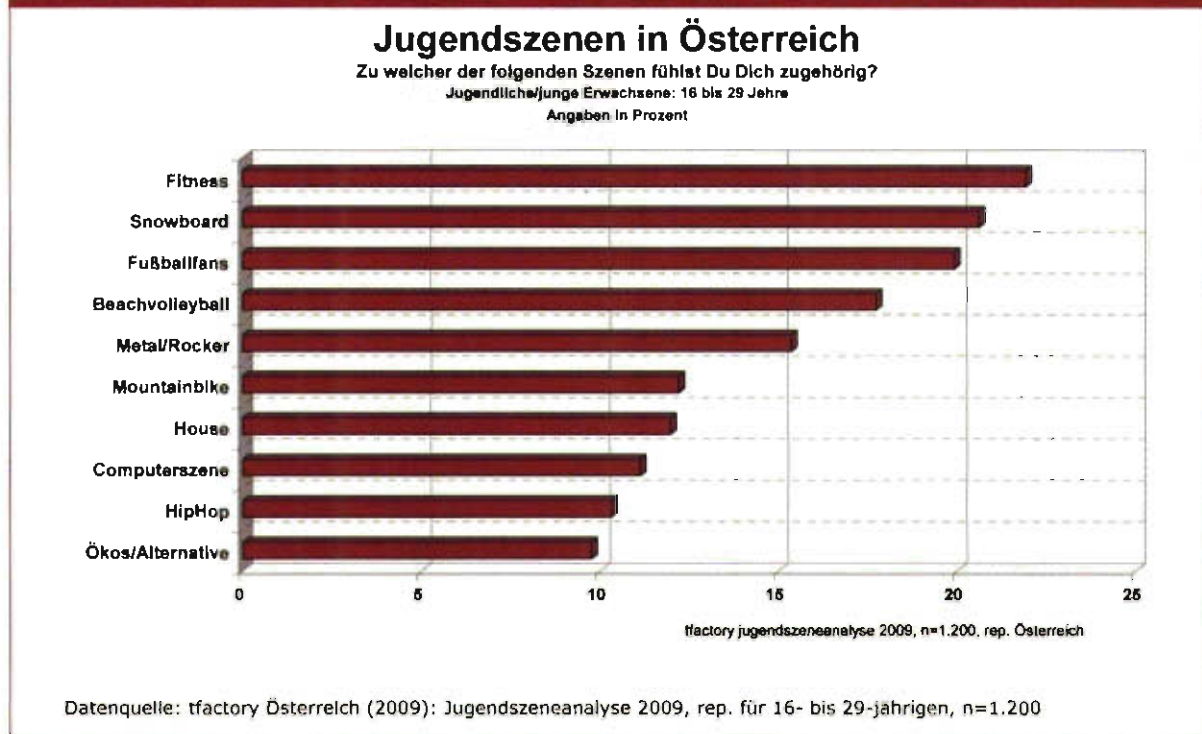
Was ist nun das Typische dieser posttraditionalen Gemeinschaften und worin besteht ihr wesentlicher Unterschied zu traditionellen Gemeinschaftsformen? Posttraditionale Gemeinschaftsformen nehmen mehr Rücksicht auf die Freiheits- und Selbstverwirklichungsbedürfnisse des Individuums. „Der entscheidende Unterschied dieser auf die genannten (und andere) Modernisierungseffekte gleichsam ‚antwortenden‘ Vergemeinschaftungsangebote gegenüber herkömmlichen Gesellungsformen besteht im Wesentlichen darin, dass die Teilhabe an ihnen nicht mit den in traditionellen und traditionellen Gemeinschaften üblichen Bindungen und Verpflichtungen einhergeht.“ (Hitzler u.a. 2008: 55) Die Motive für das Verlassen von traditionellen, beispielsweise verbandlichen Strukturen, werden von den Jugendlichen dementsprechend in erster Linie in den geringen Entfaltungsmöglichkeiten gesehen, die diese, häufig zudem auch noch erwachsenendominierten Strukturen, ihnen zu bieten haben, aufgrund der zu weitgehenden Verbindlichkeits- und Bindungsansprüche, die dort gestellt werden.

Grundsätzlich ist in diesem Zusammenhang anzumerken, dass die Freizeit für Jugendliche auch eine Zeit ist, in der sie sich der Kontrolle durch Erwachsene und pädagogische Institutionen entziehen wollen. (Schäfers/Scherr 2005:146) Eine weit bessere Möglichkeit das eigene Leben unabhängig von Erwachsenen aktiv zu verbringen, emotional befriedigende Erlebnisse zu haben und sich auch entsprechend kreativ unter Verwendung jugendkultureller ästhetischer Elemente selbst zu inszenieren, bieten die offenen, außerhalb der Erwachsenenkontrolle stehenden posttraditionalen Formen der Vergemeinschaftung, für die sich im jugendsoziologischen Kontext die Bezeichnung Szene eingebürgert hat. Dementsprechend kann es kaum verwundern, dass die Mehrheit der Jugendlichen den Wunsch hat, dort möglichst viel Zeit verbringen zu können. (vgl. Schäfers/Scherr 2005)

In den letzten Jahren hat sich die Szenelandschaft ausdifferenziert und eine breite Palette an Szenen hat sich herausgebildet. Die gesamte Szenelandschaft ist ständigen Wechseln und permanenten Wandlungen unterworfen, wobei man aber sagen kann, dass die quantitativ bedeutendsten Szenen oft über lange Zeiträume hinweg in ihren Grundstrukturen und ästhetischen Basismustern stabil bleiben.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Abbildung 3: Zugehörigkeit zu Jugendscenes in der Altersgruppe der 16- bis 19-jährigen



In Österreich und in Deutschland fühlen sich mehr als drei Viertel der 11- bis 29-jährigen (vgl. tfactory Österreich 2008, tfactory Deutschland 2008, Institut für Jugendkultur- forschung 2007, Grossegger/Heinzlmaier 2007, Grossegger/Heinzlmaier 2002, Silbereisen u.a. 1996) einer informellen Gemeinschaft oder Szene zugehörig. In beiden Ländern ist die Fitness-Szene die weitaus bedeutendste. In ihr vergemeinschaften sich junge Menschen, denen es primär um ein jugendkulturell adäquates ästhetisches Körpererscheinen geht. Gemeinschaftsstiftendes Thema ist also das Interesse an der Gestaltung des eigenen Körperbildes, die Sorge um das körperliche Selbst.

Die Snowboardszene ist die bedeutendste Wintersportszene im Alpenland Österreich. Es ist die am stärksten mit jugendkultureller Stilik aufgeladene Jugendzene. (vgl. Grossegger/Heinzlmaier 2007) Mindestens genauso wichtig wie das Beherrschen der sportlichen Technik ist hier die Fähigkeit, richtig mit stylischen Modeartikeln und angesagten Marken umgehen zu können. Darüber hinaus stehen die Snowboarder für den typischen jugendkulturell „coolen“ Habitus, dem das individuelle Spaß-Haben über gesellschaftliche Anerkennung geht. Snowboarder definieren sich über ihre Rolle als Rebellen des Alltags. Ihr Rebellentum bleibt aber in der Regel dem Terrain des Stilistischen verhaftet.

Die Fußballfans stellen eine männlich dominierte Fankultur dar. Ihre Angehörigen definieren sich über die Begeisterung für einen ganz bestimmten Verein, die Beziehungskultur weist viele traditionelle, an männerbündischen Kulturformen orientierte Elemente auf. Die Gruppe hat ihre größte quantitative Verbreitung unter den 16- bis 19-jährigen. (vgl. tfactory Österreich 2008, tfactory Österreich 2009) Mit höherem Alter nimmt die Affinität zur Fußballfankultur deutlich ab.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Insgesamt betrachtet ist die szenische Verankerung bei den 16- bis 19-jährigen und bei den männlichen Jugendlichen am stärksten ausgeprägt. Mit zunehmendem Alter wird die Szenebindung loser, um sich bei einem Großteil der Jugendlichen zwischen dem 25. und dem 29. Lebensjahr langsam gänzlich zu lösen. (vgl. tfactory Österreich 2009)

Eine wichtige Eigenheit, die den postmodernen jugendkulturellen Gruppen anhaftet, ist ihr weitgehend auf den individuellen Zweck bezogener Zugang zur Gemeinschaft. Die Gemeinschaft ist für Jugendliche kein Selbstzweck, nichts Höheres, „das über den Individuen steht, sondern das Mittel dieser Individuen, eben solche Individuen vollständig sein zu können.“ (Scholz 2008:28) Gemeinschaft dient also hier, ganz in marxistischer Tradition, in erster Linie dazu, dass „jeder Einzelne sich selbst bestimmen und sich selbst näher sein kann.“ (Scholz 2008:28)

Dort, wo die Selbstverwirklichung des Individuums Priorität hat, werden traditionale Gemeinschaften notwendigerweise geschwächt. So auch in den Jugendkulturen. Es werden nicht nur traditionale Formen der Vergemeinschaftung aufgrund des Einflusses von gesellschaftlicher Individualisierung und Pluralisierung von posttraditionalen Gemeinschaften abgelöst, sondern auch die Bindungskultur innerhalb der bestehen bleibenden traditionellen Gemeinschaften verändert sich in Richtung weniger Verbindlichkeit und größerer Freiräume für das teilnehmende Individuum.

Posttraditionale Gemeinschaften sind als lose geflochtene Netzwerke in erster Linie dazu da, die Interessen des Einzelnen zu befördern, und haben dementsprechend einen relativ geringen Verpflichtungscharakter. (vgl. Hitzler u.a. 2005, Hitzler u.a. 2008) Der Einzelne bleibt innerhalb solcher Netzwerke relativ ungebunden und damit handlungsfähig im Bezug auf die vielfältigen anderen Optionen, die das Leben in einer postmodernen Gesellschaft bietet. Nur dem, der sich nicht festlegt, stehen die vielen Chancen und Alternativen der postmodernen Freizeitwelt dauerhaft offen. Das permanente Offensein für alle möglichen, vielleicht auch gegenüber sich ganz spontan bietenden Optionen, legt das gesellschaftlich dominierende Prinzip des Steigerungsspiels nahe. Unter seinem Einfluss steht der Mensch unter permanenter gespannter Aufmerksamkeit, damit ihm nicht neue oder alternative Handlungsoptionen entgehen können, die ein höheres Maß an Selbstverwirklichungs- und Erlebnisqualität beinhalten, als jene Optionen, auf die er gerade festgelegt ist. (Schulze 2004)

Menschen, die in einer Kultur des Steigerungsspiels sozialisiert wurden, haben das Ankommen, was so viel wie zumindest vorübergehendes Zufriedensein mit dem was sie erreicht haben und was sie sind, bedeutet, nicht gelernt. Ihr Blick ist immer nach vorne gerichtet, auf das, was noch kommen könnte, keineswegs zurück auf das, was gewesen ist und ruht niemals zufrieden auf dem, was gerade ist. Insbesondere Online-Social-Networks als Systeme der schwachen Bindung offerieren breit ausdifferenzierte Möglichkeitsräume, in denen die postmodernen Flaneure ein ständiges Unterwegssein auf der Suche nach dem Neuen kultivieren. Insofern sind die Online-Social-Networks eine gute Metapher für eine Lebenskultur, in der das gemeinsame Element, das alle eint, das der Bewegung, der Mobilität, des prinzipiellen Unterwegsseins ist (vgl. Gebhardt/Hitzler/Schnettler 2006:13) Zudem bieten die Online-Social-Networks die Möglichkeit, dass eine moralische Grundorientierung, die Richard Sennett „flexible Bindungslosigkeit“ nennt, und die im Kern darin besteht, sich nie eindeutig und endgültig festzulegen und zu binden, auch in der Freizeit adäquat ausgelebt werden kann. (vgl. Sennett 2007)

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

7. Freizeitinteressen von Jugendlichen

Freizeit ist für Jugendliche eine Zeitspanne, in der sie die Chance zur Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung haben und auch aktiv nutzen. (vgl. Ferchhoff 2007: 326ff) Freizeit ist damit vor allem auch eine Zeit, in der nach freiem Ermessen erlebt und gelebt werden kann. Damit grenzt sich die Freizeit von der meist überwiegend fremdbestimmten Berufs- und Lernzeit ab.

Freizeit wird von Jugendlichen auch ganz explizit dazu genutzt, um sich der Kontrolle durch Eltern und pädagogische Institutionen zu entziehen. (Schäfers/Scherr 2005: 142) Im Vergleich zur Berufs- und Lernzeit sind die sozialen Zwänge und die normativen Erwartungen in der Freizeitphäre bei weitem nicht so groß. (Hurrelmann 2005: 135ff) In der Freizeit fühlen sich die Jugendlichen frei. Sie ist ein Freiraum, in dem autonom und selbstbestimmt agiert werden kann, in dem experimentelles Handeln bis hin zum absichtlichen Normen- und Tabubruch möglich ist. Obwohl es in der auf Sensationen gerichteten Medienberichterstattung häufig anders erscheint, ist der Tabubruch, die systematische Herausforderung der Erwachsenengesellschaft, heute allerdings nicht mehr das wichtigste Bestreben der (post-)modernen Jugendkulturen. Vielfach erscheinen die Jugendlichen angepasst, ihr Freizeitverhalten ist weit weniger exalziert und normenverletzend, als es der Medienboulevard glauben machen will. (Großegger, Heinzlmaier 2007:28)

Freizeit ist für Jugendliche aber nicht nur ein Lebensbereich, der der Erholung und der Regeneration von einem stressigen Arbeits- und Bildungsalltag dient. In der Freizeit wird immer auch an der eigenen Identität gearbeitet. (vgl. Hitzler u.a. 2005, Hitzler u.a. 2008) Diese Identitätsarbeit passiert in erster Linie im Rahmen von posttraditionalen, der Erwachsenenkontrolle entzogenen Gemeinschaften. Unternehmungen mit Freunden, was so viel heißt wie das Zusammensein mit Gleichaltrigen in informellen, posttraditionalen Gruppen, sind die mit Abstand beliebteste Freizeitbeschäftigung junger Menschen.

Schon seit den 1960er Jahren wissen wir, dass sich die Freizeit der Jugendlichen verstärkt aus der institutionellen Gebundenheit heraus und in informelle, offen strukturierte Gruppenkontexte hinein verlagert. Entscheidende Auslöser für diesen Prozess sind die Erhöhung des Lebensstandards, die Zunahme der arbeitsfreien Zeit, die Angebotsexplosion am Konsumgütermarkt und das Entstehen eines Erlebnismarktes gewesen. (vgl. Schulze 2005) Genau in dem Zeitraum, als sich diese grundlegenden sozioökonomischen Veränderungen zum ersten Mal besonders stark manifestierten, also zwischen den 1960er und den 1980er Jahren, zeigt sich in Deutschland ein deutlicher Anstieg der Integration von Jugendlichen in informelle Netzwerke. Gaben im Jahr 1964 noch lediglich 50 Prozent der deutschen Jugendlichen an, ihre freie Zeit regelmäßig oder öfter in informellen Freundesgruppen zu verbringen, so waren es im Jahr 1984, als die Frage im Rahmen der Shell Jugendstudie repliziert wurde, bereits 75 Prozent. (Krüger 1993: 461f)

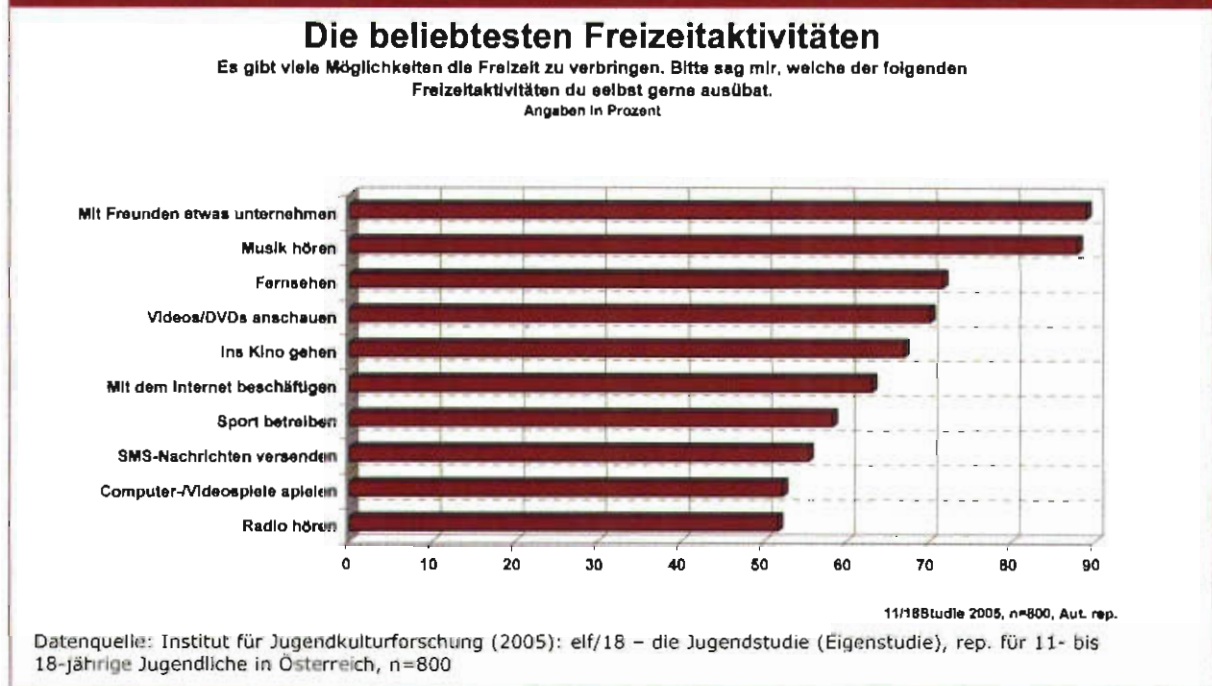
Es kann davon ausgegangen werden, dass sich aufgrund der vergleichbaren ökonomischen Entwicklungen in Österreich in diesem Zeitraum ganz ähnliche Veränderungen im gruppenbezogenen Freizeitverhalten der Jugend vollzogen haben. Verlässliche Zahlen zur Situation in Österreich haben wir allerdings erst für die Zeit nach der Jahrtausendwende. Wie elf/18 – die Jugendstudie des Instituts für Jugendkulturforschung (2007) oder die Trendstudie Timescout (tfactory Österreich 2007) zeigen, ist auch die breite Mehrheit der österreichischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen in informelle, szenische Gruppen integriert.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Neben den gemeinsamen Unternehmungen mit Freund/innen in informellen szenischen Netzwerken dominieren Freizeitformen, die mit der Nutzung von Medien zusammenhängen, das Freizeitverhalten der jungen Österreicher/innen. Es sind diese das Hören von Musik und die Nutzung von Medien wie Fernsehen, Videos und DVDs, Kino und Internet, die die Jugendlichen im Alter zwischen 11 und 18 Jahren am meisten interessieren und fesseln. Angesichts dieser Medienpalette muss die These „Freizeit von Jugendlichen ist Medienzeit“ aber modifiziert werden. Genauer gesagt ist Jugendfreizeit Bildmedienzeit. In unseren von Bildmedien bestimmten Jugendkulturen ist alles Ästhetische, also all das, was unmittelbar auf die Sinne einwirkt, von großer Bedeutung für das Denken und Handeln der Jugendlichen. Schon in den 1980er Jahren hat der österreichische Philosoph Günther Anders darauf hingewiesen, dass in der modernen Mediengesellschaft die Bilder von der Realität wichtiger geworden sind als das Reale selbst. „Früher hat es Bilder in der Welt gegeben, heute gibt es die Welt im Bild, richtiger: die Welt als Bild, als Bilderwand, die den Blick pausenlos fängt, pausenlos besetzt, die Welt pausenlos abdeckt.“ (vgl. Anders 2002:132)

In einer Welt, die vom Bild beherrscht wird, werden insbesondere die jungen Menschen mehr und mehr zu ästhetischen Wesen. Vor allem von den Jugendlichen wird sogar behauptet, dass sie in erster Linie mit den Augen denken. Alles sinnlich Erfahrbare, alles Sichtbare hat für sie bei Entscheidungen und Wahlakten des Alltags größte Relevanz. Vor allem in der Freizeit wird die Form wichtiger genommen als der Inhalt. Nicht Diskurse und Argumentationen stehen im Mittelpunkt, sondern die Art und Weise, wie die Dinge arrangiert, verpackt, in Bilder übersetzt sind. Vor allem der junge Mensch möchte nicht nur als rationales Wesen angesprochen werden. Insbesondere in der Freizeit, aber nicht nur dort, möchte er ästhetische Lust erleben. Oder, wie es Wolfgang Welsch in seinem Buch „Grenzgänge der Ästhetik“ ausdrückt: „Die spezifisch ästhetische Lust bezieht sich beispielsweise auf das Arrangement von Speisen – statt auf deren Substanz, oder den Vollzug der Liebe statt der Triebbefriedigung oder auf die Form der Rede – anstelle von deren Inhalt.“ (vgl. Welsch 1996:21) Alles das zusammengenommen heißt, dass wir es heute mit jungen Menschen zu tun haben, die eine hohe Bereitschaft haben, sich über sinnliche Einflüsse und Erlebnisse ansprechen und motivieren zu lassen. Und dieser Umstand ist vor allem auf den großen Einfluss der Bildmedien auf die Lebenswelt der Jugendlichen zurückzuführen.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Abbildung 4: Die beliebtesten Freizeitaktivitäten der 11- bis 18-jährigen Jugendlichen

Die Musik ist ein Schlüsselbereich des jugendlichen Freizeiterlebens. Große Teile der Freizeitaktivitäten von Jugendlichen sind rund um musikalische Erfahrungen gruppiert. Musik ist für Jugendliche ein relevantes Verständigungs- und Ausdrucksmedium. (vgl. Müller-Bachmann 2002:121). Mit Hilfe der Musik können nicht nur eigene Gefühle und Befindlichkeiten reguliert werden, sie eröffnet auch die Möglichkeit zu demonstrieren, wie man sich fühlt, wer man ist und zu welchen lebensstilistischen Strömungen und Gruppen man zugehörig ist oder sich zugehörig fühlt. Wesentlich für die Bedeutung der Musik in der jugendlichen Freizeitkultur ist ihre Beschaffenheit als weitgehend nicht-diskursives, ästhetisches Medium. Musik erzeugt Stimmungen, richtet sich unmittelbar an die Sinne. Musik wird gefühlt und verstanden. Musik versucht nicht zu erklären. Gerade dadurch weist Musik eine hohe Kompatibilität zu den postmodernen Jugendkulturen auf, die sinnliche Kulturen des Empfindens und des Verstehens sind. Wie die Musik argumentieren sie nicht, sondern beschränken sich darauf, Stimmungen zu erzeugen. Und noch etwas kann als Begründung für die Wahlverwandtschaft und Familienähnlichkeit zwischen Musik und Jugendkultur herangezogen werden. Genau wie die postmodernen Jugendkulturen ist die Musik flüchtig, vergänglich und ereignishaft. „Das Sichtbare verharrt in der Zeit, das Hörbare hingegen vergeht in der Zeit. Sehen hat es mit beständigem, dauerhaft Seiendem zu tun, Hören hingegen mit Flüchtigem, Vergänglichem, Ereignishaftem.“ (Welsch 1996: 247)

Musik ist ein flüchtiges, ereignishaftes und zudem emotionales, ja irrationales Medium. Sie begünstigt emotionale Begegnungen, schafft Anschlussfähigkeiten über reale und rationale gesellschaftliche, politische, soziale etc. Grenzen hinweg. „Die durch Musik transportierte Emotionalität, die gleichzeitig ggf. die individuellen Gefühle der einzelnen Jugendlichen verstärkt oder sie kanalisiert, und die Einstellungsmuster zu ganz unterschiedlichen Themenkreisen, befähigen den einzelnen Jugendlichen, einen Anschluss an die Gefühle und Einstellungen anderer Jugendlicher zu finden.“ (Müller-Bachmann 2002: 126)

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Man kann sagen, dass die Musik das emotionale – und damit ein äußerst relevantes und wirksames – Bindungsmittel der Jugendkulturen ist. Der Musiknutzung liegen sowohl soziale als auch individuelle Motive zugrunde. Auf der individuellen Ebene benutzen Jugendliche Musik zur Modulation und Kontrolle ihrer Stimmungen und Gefühle, auf der sozialen Ebene wird Musik verwendet, um sich jugendkulturell zu positionieren, um sich in bestehende Lebensstilgruppen zu inkludieren oder sich von diesen abzugrenzen.

8. Freizeit als Medienzeit

Medien aller Art sind gegenwärtig ein zentrales Element in den Lebenswelten der postmodernen Jugend. Neben den traditionellen Erziehungsinstitutionen wie Elternhaus, Gleichaltrigengruppe und Schule haben sich die Medien im Verlauf des 20. Jahrhunderts zu einer mächtigen Sozialisationsinstanz entwickelt. Jugendliche scheinen heute in einzelnen Bereichen mehr über und durch Medien zu erfahren und zu lernen als über Schule und Elternhaus. (Friedrichs/Sander 2010: 28)

In der jugendsoziologischen Literatur wird die Jugend häufig als Multi-Media-Generation bezeichnet. (vgl. Ferchhoff 2007) Damit ist gemeint, dass Jugendliche keine Berührungsängste mit Medien haben, sich neuen Kommunikationstechnologien unbefangen nähern, über eine relativ hohe Mediennutzungskompetenz verfügen und alte und neue Medien ganz selbstverständlich in ihren individuellen Medienmenüs integrieren.

Durch die flächendeckende Ausbreitung der digitalen Medien ist es im letzten Jahrzehnt zu tiefgreifenden Veränderungen im jugendlichen Medien(nutzungs)verhalten gekommen. Zusätzlich zu den unidirektionalen Massenmedien, die auf Einwegkommunikation ausgerichtet sind, nutzen Jugendliche heute digitale Medien, die ihnen erweiterte Partizipationsmöglichkeiten eröffnen (vgl. Hugger 2010: 10)¹ Die Hinwendung zu den digitalen Medien, die das Bild als Kommunikationsmittel privilegieren, zieht ein verändertes Rezeptionsverhalten nach sich. Die Nutzung von Printmedien gegenüber den audiovisuellen Medien geht zurück. Die jungen MediennutzerInnen bevorzugen die mit weniger individueller Anstrengung verbundene Rezeption der Bildmedien gegenüber jenen, die sich auf das geschriebene oder gesprochene Wort stützen, „das dem Hörer und Leser eine eher bilderzeugende, aktive geistige Anstrengung im Zusammenhang der Deutung und Dekontextualisierung von Vorstellungswelten abverlangt“ (Ferchhoff 2007: 361).

Jugendliche tendieren also dazu, sich jenen Medien zuzuwenden, die ihnen eine leichte, unangestregte, unmittelbare Rezeption ermöglichen. Doch die neuen digitalen Medien, die das Bild in einer bisher noch nicht dagewesenen Form privilegieren, treffen nicht auf einen ferngesteuerten, der suggestiver Kraft der Bilder wehrlos ausgelieferten jungen Rezipienten. Im Gegenteil, die Botschaften der Medien treffen auf mehrheitlich aktive und kreative junge MediennutzerInnen, insbesondere im Bereich des neuen „Mitmach-Net“ Web 2.0. (Friedrichs/Sander 2010:31)¹

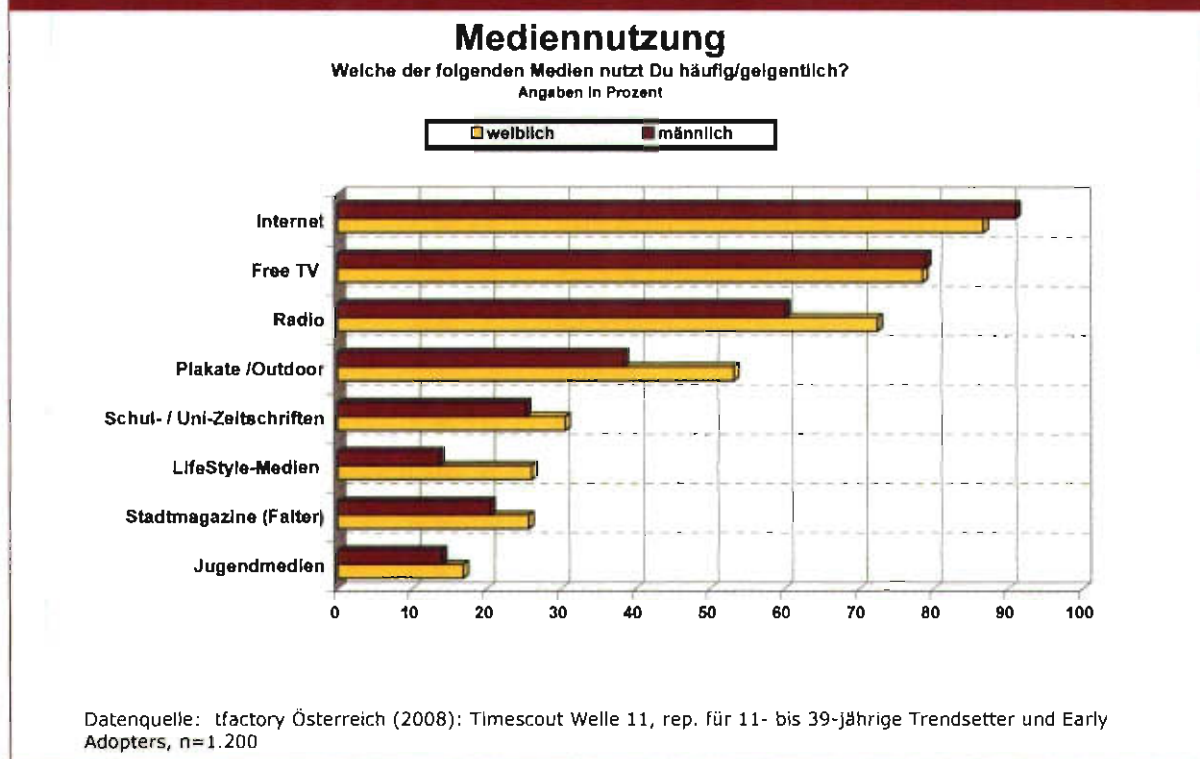
Gerade das interaktive Web 2.0 ist ein schönes Beispiel dafür, dass das Verhältnis zwischen Medium und Rezipient keine Einbahnstraße, sondern von der Wechselwirkung der gegenseitigen Beeinflussung geprägt ist. Oder um es mit den Worten von Roger Silverstone zu sagen: „In dem Prozess, in dem sich die Botschaft der Medien und unsere Vorstellungen vermischen, sind wir weder frei noch ganz und gar ferngesteuert.“ (Silverstone 2007: 135)

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Welche Medien nutzen Jugendliche nun am liebsten (Medienpräferenz), wie oft nutzen sie sie (Nutzungshäufigkeit), wie groß ist das Zeitbudget, das für Medienaktivitäten verausgabt wird, und wie ist es auf die einzelnen Medien und Kommunikationskanäle verteilt?

Internet, Fernsehen und Radio sind nach wie vor Leitmedien für Jugendliche. An der Spitze der Nutzungshierarchie hat das Internet im Verlauf der letzten Jahre dem Fernsehen den Rang abgelaufen. Dennoch zeigt sich deutlich, dass das klassische Fernsehen nach wie vor auf hohem Niveau steht und damit eine Schlüsselposition im Medienalltag von Jugendlichen einnimmt. (Hugger 2010:8)

Abbildung 5: Mediennutzung der 11- bis 29-jährigen Österreicher/innen



Das Fernsehen spielt vor allem im Kontext des Ruhe- und Entspannungsbedürfnisses von Jugendlichen eine bedeutende Rolle. Interessant ist hierbei, dass sich das Bedürfnis nach Ruhe und Erholung erst Ende der 1980er Jahre in der individuellen Freizeitpraxis von Jugendlichen etabliert und in der Folge von der Jugendforschung thematisiert wird. Dies könnte ein Indiz für die beginnende Zunahme von Stresserfahrungen in dieser Zeit sein. (Krüger 1993: 456)

Das Fernsehen ist nun das Medium, das sich als „lean-back-medium“ am besten dafür eignet, das subjektive Gefühl des Abschaltens bzw. des sich Ausschaltens erlebbar zu machen. Die zentrale Qualität des Fernsehens besteht im „Nicht-Agieren-müssen“ (Ferchhoff 2007: 373), im einmal nicht aktiv und initiativ sein müssen, im sich fallen lassen dürfen, ohne dadurch das Image eines faulen Menschen zu bekommen, der die Möglichkeitsräume seiner Zeit nicht nutzt.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Was macht nun aber die besondere Attraktivität des Internets aus? Hierbei kann auf den medienwissenschaftlichen Begriff der technischen Konvergenz zurückgegriffen werden. Konvergenz bedeutet in diesem Zusammenhang, dass das Internet zu einem Allround-medium geworden ist, das unterschiedliche Medienbedürfnisse wie Kommunikation, Unterhaltung und Information gleichzeitig erfüllt. (Friedrichs/Sander 2010: 30) Das Internet ist damit der Universalschlüssel zur Medienwelt. Über das Internet wird der Zugang zu unterschiedlichen Medieninhalten, die traditionellerweise auf anderen Kommunikationskanälen zugänglich sind (Fernsehen, Tageszeitungen) möglich. Die zweite wichtige Attraktivitätskomponente liegt in der Möglichkeit zur aktiven Kommunikation, die das Internet eröffnet. Über 70 Prozent der Jugendlichen nutzen das Internet mehrmals die Woche, weil sie E-Mails schreiben, Communities besuchen oder per Chat kommunizieren wollen. Hieran zeigt sich, dass beim Internet besonders das aktive Moment eines „Lean-Forward-Mediums“ geschätzt wird. Im Internet geht es für Jugendliche in erster Linie um aktive Kommunikation und Beziehungspflege. Zudem bietet sich das Internet aber auch als autonomer Raum an, in dem Jugendliche ihr kulturelles Leben ohne Erwachsenenbeaufsichtigung leben können, d.h. sie können ihre Kulturen praktizieren, ohne Reglementierung und Pädagogisierung durch Erwachsene unterworfen zu sein. (Friedrichs/Sander 2010: 34f.)

Während die Internetnutzung in den letzten Jahren deutlich angestiegen ist, geht die TV-Nutzung zurück, vor allem hat sich aber die Art und Weise, wie Jugendliche das Medium Fernsehen nutzen, deutlich verändert. Die Daten der österreichischen Media-Analyse zeigen, dass im Zeitraum von 2001 bis 2007 die Zahl der Jugendlichen im Alter zwischen 14 und 19 Jahren, die das Internet unmittelbar am Tag vor der Befragung genutzt haben, von 33,4 Prozent auf 66,7 Prozent gestiegen ist. Gleichzeitig ist die durchschnittliche Jahresreichweite der ORF-Programme in der Altersgruppe im selben Zeitraum von 43,5 Prozent auf 35,5 Prozent gefallen. (Verein Arbeitsgemeinschaft Media-Analysen 2007)

Die Fernsehgewohnheiten der Jugendlichen unterscheiden sich von denen der Erwachsenen in vielfältiger Form. Die wichtigste Eigenheit der jugendlichen Fernsehkonsument/innen besteht darin, dass das TV-Gerät nicht mehr die ungeteilte Aufmerksamkeit der Seher/innen genießt. Jugendlischer Medienkonsum tendiert mehr und mehr zur simultanen Medienrezeption. Jugendliche nehmen das Fernsehen vielfach nur über den Laptoprand hinweg wahr, während gleichzeitig noch gekypt wird und der Mp3-Player läuft. Zudem ist die Medienrezeption von Jugendlichen durch die Dominanz eines anderen „alltagsästhetischen Schemas“ (Schulze 2005:150) bestimmt als das vieler Erwachsener. Jugendliche suchen, auch wenn sie sich beim Fernsehen passiv zurücklehnen, im TV-Programm gezielt nach spannender Unterhaltung, d.h. nach Abwechslung, dynamischen Bildern, schnellen Wechseln, unerwarteten Wendungen. Damit steht die jugendliche TV-Rezeption im Zeichen des Spannungsschemas, ein Kulturschema, in dem es unter anderem darum geht, das „Selbst gut zu stimulieren“. (Schulze 2005: 156) Die Stimulierung des Selbst erfolgt am besten durch rasante Wechsel von Sinn-, Ton und Bilderwelten (Ferchhoff 2007: 371), durch Tempo, Abwechslung, Fragmentierung und „die Zusammenballung von Augenblicksmomenten“. (Schäfers/Scherr 2005: 145)

In der Art und Weise der jugendlichen TV-Rezeption zeigt sich etwas, was Ferchhoff das „Subito-Prinzip“ nennt: Die Jugend nimmt sich für nichts lange Zeit. Wünsche müssen schnell befriedigt werden genauso wie sich Zeichen und Codes spontan und schnell ent-

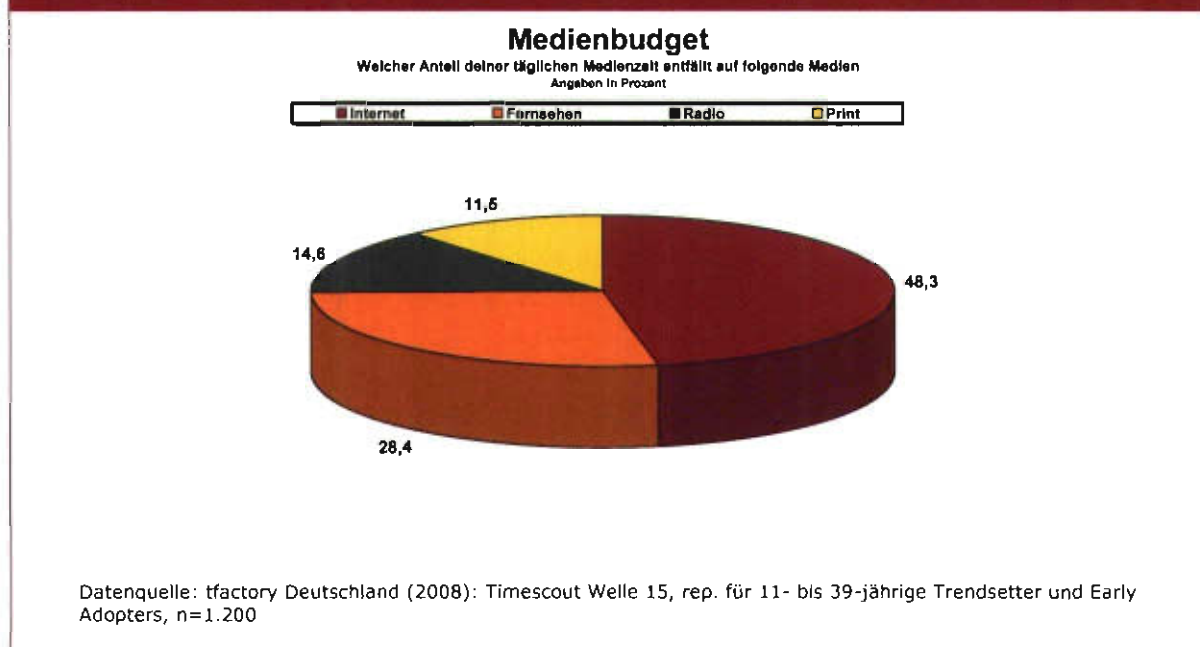
SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

ziffern lassen müssen. Ist dies nicht der Fall, dann geht man darüber hinweg, wendet sich dem nächsten, vielleicht leichter decodierbaren Text zu. Metaphorisch für ein solches Medienverhalten steht das „Zappen“. Es ist das Symbol für jugendliche Ungeduld und das Gebundensein an den spontanen Zauber der Oberfläche, der sich hier und jetzt und sofort, also subito, einzustellen hat. „Ungeduldiges Zappen ist Gegenprogramm zum geduldigen Abwarten-Können, zur gelassenen Lebensplanung und zum analytisch-tiefenstrukturellen Aufsuchen eines roten Fadens.“ (Ferchhoff 2007: 372)

Einen deutlichen Unterschied finden wir im Medienverhalten der Geschlechter. Während die männlichen Jugendlichen ein postmodernes, an schnellen Wechseln und oberflächlichen Bildreizen ausgerichtetes Medienwahrnehmungsverhalten haben, ist der Umgang der Mädchen und jungen Frauen noch stark am traditionellen Muster der Schreib-Lesekultur ausgerichtet. Zeitschriften, Magazine, Bücher spielen in der Lebenswelt der weiblichen Jugend eine wichtige Rolle, genauso wie dort der aktive, kultivierte Umgang mit der gesprochenen, vor allem aber mit der geschriebenen Sprache, noch eine große Relevanz besitzt. So ist bei den weiblichen Jugendlichen aus den Mittelschichten das Tagebuchschreiben noch immer verbreitet und es werden Radioprogramme wie FM4, die das sprachlich gepflegte Feature kultivieren, besonders geschätzt.

Aus deutschen Untersuchungen wissen wir, dass Jugendliche und junge Erwachsenen im Durchschnitt täglich ca. vier Stunden mit Medien verbringen. (tfactory Deutschland 2008) Die größten Anteile der Medienzeit entfallen auf Internet, Fernsehen und Radio. Laut JIM-Studie 2008 entfallen davon in der Altersgruppe der 14- bis 19jährigen 120 Minuten auf das Internet, 100 Minuten auf das Fernsehen und 97 Minuten auf das Radio. (zitiert nach Friedrichs/Sander 2010:30) Ganz ähnliche Ergebnisse zeigt die Jugendtrendstudie „Timescout 2008“: Auch hier entfällt der größte Anteil der jugendlichen Medienzeit auf das Internet. (tfactory Deutschland 2008)

Abbildung 6: Medienbudget der 11- bis 29-jährigen jungen Deutschen



TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Durch den größer werdenden Einfluss der digitalen Medien kommen vor allem die Printmedien und hier insbesondere die Tageszeitungen und die gedruckten Jugend- und Lifestylemagazine stark unter Druck. Wesentlich hier auch der Hinweis auf die Unterschiede in der Mediennutzung zwischen den Geschlechtern. So nimmt die Radionutzung im Medienbudget der Mädchen und jungen Frauen einen deutlich größeren Raum ein, während das Internet von weiblichen Jugendlichen und jungen Erwachsenen etwas weniger genutzt wird als von den männlichen.

9. Junge Freizeitkultur als Eventkultur

Jugendliche Freizeit- und Erlebniskultur spielt sich keineswegs nur in den virtuellen Räumen der Medien ab. Mindestens genauso wichtig wie virtuelle Erfahrungen sind reale Erlebnisse im Rahmen von so genannten Events. Events gelten als etwas Außergewöhnliches, als etwas, was den Rahmen der alltäglichen Erfahrungen sprengt und sie unterliegen dem weiter oben bereits beschriebenen Gesetz der Steigerungslogik.

„Einzigartig sind Events aber auch, weil die in ihnen angebotenen Stimuli dem Gesetz des „Immer mehr und immer größer“ unterliegen. Ein Event, der nur das Gleiche bietet wie ein Vorgänger, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt, weshalb auch die Veranstalter von Events deren „Einzigartigkeit“ mit allen medialen Mitteln herausstellen und aggressiv vermarkten. (vgl. Gebhardt 2000:20)

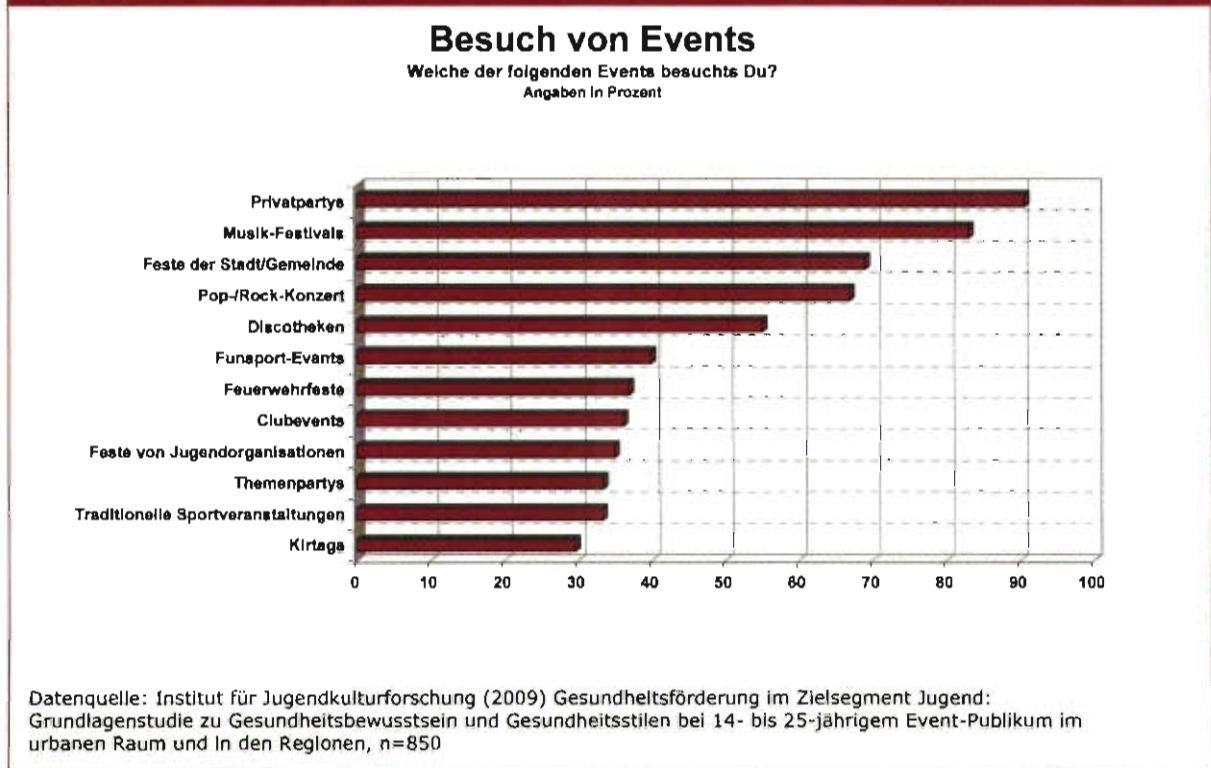
Zudem ist der Event auch die typische Veranstaltungsform für Jugendliche, die in posttraditionalen Gemeinschaften ihre Freizeit verbringen. Diese offenen, instabilen, ja oft flüchtigen Gruppierungen können durch das gemeinsame Erleben von Events zumindest vorübergehend zum Bewusstsein ihrer selbst kommen und das vor allem dadurch, dass sie ihre Besonderheit durch ästhetische Stilmittel öffentlich demonstrieren. Gebhardt spricht in diesem Zusammenhang sogar vom Event als prototypische Veranstaltungsform spätmoderner Gesellschaften. „Trotz aller internen Differenzierung dominiert aber das Gefühl, im gemeinsamen Vollzug des Events eine Einheit, eine „große Familie“ zu bilden. Auch deshalb lässt sich der Event als die prototypische Veranstaltungsform spätmoderner Gesellschaften bezeichnen. Events sind die sozialen Orte und Zeiträume, an und in denen die Mitglieder postmoderner Gesellungsformen (wie z.B. Szenen), die im Vergleich zu den traditionellen (wie z.B. Familien) bzw. klassisch modernen Gesellungsformen (wie z.B. Verbände, Vereine, Parteien) ungleich lockerer und unverbindlicher gebaut sind (vgl. Hitzler 1998), wenigstens partikular und für den Moment zum Bewusstsein ihrer selbst kommen.“ (Gebhardt 2000:21)

Über Events wird unter Jugendlichen viel und gern gesprochen. Events werden einmal real erlebt und im Anschluss daran wird das Erlebte in Gesprächen viele Male aktualisiert. Events sind eines der wichtigsten Gesprächsthemen im Alltag der Jugendlichen. Das Wort Event ist eine Chiffre für ein erlebnisintensives Ereignis, ein besonderes, außerordentliches Ereignis, das sich explizit von der Alltäglichkeit des Lebens unterscheidet. Wichtig ist, dass dieses Ereignis sich in Form und Inhalt deutlich vom „normalen“ Leben abhebt. Werte, Normen und Handlungsrouninen, die den Alltag prägen, sind auf dem und im Event außer Kraft gesetzt. Der Event ist das „Reich der Freiheit“, dass sich vom „Reich der Notwendigkeit“ (Institut für Jugendkulturforschung 2009a) abhebt.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Der Event erlaubt das, was im Reich der Notwendigkeit verboten ist, was dort peinlich, übertrieben, exaltiert erscheint. Der Event ist dazu da, jene Grenzen für die Überschreitung zu öffnen, die man im Alltag bereitwillig akzeptiert.

Abbildung 7: Eventbesuch der 14- bis 25-jährigen Österreicher/innen



Genauso wie sich der Event als Rahmenbedingung des (Er-)Lebens vom „normalen“ Alltag objektiv unterscheidet, so unterscheiden sich die subjektiven Einstellungen und Verhaltensweisen der Jugendlichen während des Eventbesuchs von denen, die sie im Alltag prägen. Es ist keine Seltenheit, dass im Alltag angepasste und „vernünftige“ Jugendliche am Event alle Grenzen und Regeln ignorieren und regelrecht die „Sau rauslassen“, weil der Event im Denken der Jugendlichen als Ort codiert ist, an dem die Regeln und Normen des Alltags vorübergehend außer Kraft gesetzt sind. (Institut für Jugendkulturforschung 2009a)

Die beliebteste Form des Events ist die Privatparty. Privatpartys haben in den letzten Jahren in den Jugendkulturen an Bedeutung gewonnen. 90 Prozent der österreichischen Jugendlichen geben an, Privatpartys zu besuchen. Die Vorliebe für Privatpartys teilen Jugendliche und junge Erwachsene, männliche und weibliche Jugendliche sowie Jugendliche in den Städten und Jugendliche in den Regionen. (Institut für Jugendkulturforschung 2009a)

Warum sind die Privatpartys so populär und warum hat ihre Popularität in den letzten Jahren so zugenommen? Es gibt drei Begründungen, die hier ins Treffen geführt werden können:

Der Versuch, öffentliche Räume, an denen Jugendkulturen stattfinden, stärker zu regulieren und zu kontrollieren, führt bei Teilen der Jugendlichen zu einem Rückzug ins Private. Vor allem Jugendliche, die aufgrund ihres Alters beim Genuss von Suchtmitteln wie Alkohol

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

und Nikotin oder durch restriktive Ausgehzeitenregelungen eingeschränkt werden, ziehen sich in private Kontexte zurück, in denen sie nicht-regelmentiert und nicht-kontrolliert agieren können wie sie wollen.

Ausgehen wird immer teurer: Eintritte und Getränke haben sich in den letzten Jahren deutlich verteuert. Dies hat dazu geführt, dass auch junge Erwachsene, die bereits alle Freiheiten genießen, lieber im privaten Freundeskreis mit billig eingekauften Speisen und Getränken feiern als in der Gastronomie.

Ein wichtiger Aspekt beim Feiern ist für Jugendliche die richtige kulturelle Codierung des Events (z.B. Musik, Design der Räumlichkeiten) und die Anwesenheit der richtigen Personen. Freunde und kulturell Nahestehende sind neben Abschalten wollen und Spaß haben die wichtigsten Gründe, warum man einen Event besucht. (Institut für Jugendkulturforschung 2009a) Da viele kommerzielle Events Mainstreamveranstaltungen sind, bei denen keine Rücksicht auf spezielle Szenekulturen und -ästhetiken genommen wird, und zudem Massenveranstaltungen sind, auf denen sich alle Kulturen vermischen, werden private Events vorgezogen, weil man dort sicher sein kann, die richtigen Leute zu treffen und zudem die ästhetischen Rahmenbedingungen selbst gestalten kann. Insofern ist das steigende Interesse an Privatpartys auch eine Folge der Individualisierung der Jugendkulturen. Der individualisierte junge Mensch ist immer weniger bereit, in der Freizeit (ästhetische) Vorgaben hinzunehmen, die von einem Fastfood-Eventmarketing von außen an ihn herangetragen werden. Er möchte sein Feierumfeld so gestalten, dass es seinen individuellen kulturellen, vor allem aber seinen symbolisch-ästhetischen Ansprüchen im hohen Maße gerecht wird.

Musik ist, wie bereits dargestellt, das wichtigste Medium und Ausdrucksmittel der Jugendkulturen. Die Musik, die man hört, dient nicht nur der Stimmungskontrolle. Ebenso ist sie ein wichtiges Stil- und Kommunikationsmittel, mit dem junge Menschen Identität konstruieren und Zugehörigkeit demonstrieren. Während Sport verbindend und integrativ wirkt, polarisiert die Musik. Musik ist ein wichtiges Mittel der Individuation, ein Stilmittel mit dem man zeigt, wie einzigartig und besonders man ist. In einer gesellschaftlichen Gruppe, in der Musik dermaßen wichtig ist wie unter jungen Menschen, sind auch Veranstaltungen und Örtlichkeiten von großer Bedeutung, wo die Musik im Zentrum steht. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass über 80 Prozent der Jugendlichen Musikfestivals besuchen, fast 70 Prozent Konzerte und über 50 Prozent Diskotheken. Und auch die populären Stadt- und Gemeindefeste werden in erster Linie wegen der dort gezeigten Musikdarbietungen besucht. (Institut für Jugendkulturforschung 2009a)

10. Freizeit als Sport- und Körperkult

Eine zentrale Rolle in der Freizeit der Jugend spielt der Sport. Sport wird in immer größerem Ausmaß in posttraditionellen Kontexten, d.h. außerhalb von traditionellen Sportvereinen betrieben. Struktureller Rahmen der sportlichen Betätigung sind lockere, informelle Freundesgruppen, mit denen gejoggt, im Park Fußball gespielt oder im Fitnesszentrum Bodystyling getrieben wird.

Das Fitnesszentrum ist die Metapher für eine neuartige, posttraditionale Sportkultur. Es bietet eine marktgerechte, professionelle Dienstleistung an, fordert dem Konsumenten aber keinerlei persönliche Bindungen und Verpflichtungen über die vertraglichen Rechts-

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

pflichten hinaus ab. Man kann kommen und gehen wann und mit wem immer man will. Die Bestimmung des Ausmaßes der Beteiligung am sozialen Leben der Einrichtung obliegt dem Konsumenten, der zum Fitnesszentrum nicht mehr als eine „kühle“, zweckrationale Geschäftsbeziehung unterhält, die ihn zu nichts anderem verpflichtet, als seinen monatlichen Beitrag zu zahlen und sich an die Hausordnung zu halten.

Im Zentrum der sportlichen Betätigung der Jugendlichen steht der Körper. In einer individualisierten Jugendkultur ist der Körper ein wichtiges Symbol und Stilmittel, um Einzigartigkeit zu demonstrieren. Durch den gestylten Körper inszeniert man sich als etwas Besonderes und generiert mit ihm gleichzeitig Identität, Anerkennung und Selbstwertgefühl. Der Körper wird so zum Sinnzentrum des Lebens, zum „Bezugspunkt für Sinnhaftigkeit“. (Ferchhoff 2007: 239) Der Körper also als sinnerzeugende Instanz in einer Kultur der Sichtbarkeit, in der er gleichsam als jeder Zeit einsetzbares, mobiles Kapital fungiert, das sich deutlich offensichtlicher als soziales und kulturelles Kapital zum Einsatz bringen lässt. Damit ist der Körper auch die adäquateste Kapitalform in einer Kultur der Sichtbarkeit. (vgl. Schroer 2005:36)

Es gilt jedoch neben der symbolisch-demonstrativen Bedeutung des Körpers in einer individualisierten Gesellschaft einen weiteren Faktor zu beachten, der den gestiegenen Grad an Aufmerksamkeit für den Körper erklären hilft. Es ist dies das, was Bette als „simultan ablaufende Steigerung von Körperverdrängung und Körperaufwertung im Rahmen der modernen Gesellschaft“ (Bette 2005:23) bezeichnet. So ist der Körper in vielen gesellschaftlichen Bereichen, z.B. im Erwerbsarbeitsleben, aber auch im Haushalt oder im Bereich der Fortbewegung im Öffentlichen Raum unwichtiger geworden. „Zugleich expandieren kommerzielle Sportangebote, die Menschen ihren Körper wieder spüren lassen und den gesellschaftlichen, beruflichen und technisch bedingten Bedeutungsverlust von Körperlichkeit gewissermaßen kompensieren.“(vgl. Posch 2009: 126)

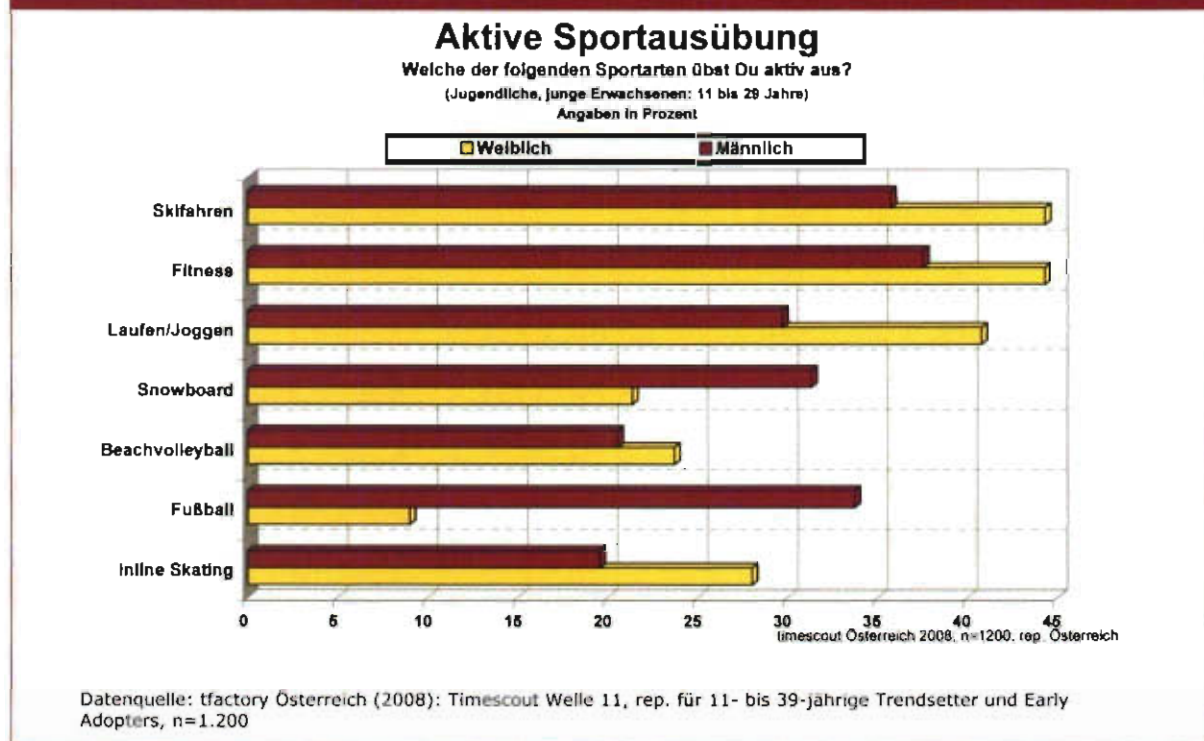
Der Körperkult, der sich in den Fitnesszentren inszeniert ist also letztendlich auch als Versuch vieler junger aber auch älterer Menschen zu bewerten, einen Körper, der im alltäglichen Lebensvollzug zweitrangig geworden ist, wieder an die erste Stelle, ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit und ihres Empfindens zu rücken. Während also im „Reich der Notwendigkeit“ der Körper an Relevanz verliert, entsteht in der Sphäre der freien Zeit ein Körperkult, der in letzter Konsequenz auch als Refunktionalisierung eines in der Arbeitswelt und in der alltäglichen Mobilität zusehends entfunktionalisierten Körpers zu werten ist.

Der skizzierte Bedeutungszugewinn des Körpers hat weitreichende Auswirkungen auf jugendliche Lebensmilieus und posttraditionale Vergemeinschaftungsformen. Sie sind einer zunehmenden „Versportung“ unterworfen, d.h. Bodystyling und das damit verbundene demonstrative Präsentieren des Körpers rücken ins inhaltliche Zentrum vieler jugendkultureller Stilgruppen.

Wendet man sich den Sportpraxen der österreichischen Jugend zu, so zeigt sich, dass jene Sportarten dominieren, die gezielt auf die Formung des Körpers oder auf die jugendkulturelle Selbstdarstellung gerichtet sind. Traditioneller Mannschaftssport, Sport als Konkurrenz- und Leistungssport und Sport als absichtsloses Spiel zur Freude und Erbauung treten entsprechend in den Hintergrund, verlieren aber nicht grundsätzlich an Bedeutung.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Abbildung 8: Aktive Sportausübung der jungen Österreicher/innen zwischen 11 und 29 Jahren



Im Geschlechtervergleich zeigt sich, dass in den Sparten Fitness und Laufen/Joggen der Anteil der aktiven Mädchen und jungen Frauen etwas höher ist, als der der Burschen und jungen Männer. Anhand dieses Ergebnisses sieht man, dass die Ausübung von Sport zur gezielten Beeinflussung und Gestaltung der Körperästhetik unter der weiblichen Jugend stärker verbreitet ist als unter der männlichen. Dagegen zeigen die männlichen Jugendlichen eine noch traditioneller geprägte Herangehensweise an sportliche Aktivitäten. So ist unter Männern der traditionelle Mannschaftssport Fußball wichtiger, obwohl wir wissen, dass auch das Fußballspiel immer häufiger unter posttraditionalen Gemeinschaftsbedingungen außerhalb von Institutionen auf Wiesen oder in Parkanlagen stattfinden, und jene Sportarten wie z.B. Snowboard gerade auch unter männlichen Jugendlichen wichtig sind, die stark mit jugendkultureller Symbolik aufgeladen sind und damit die demonstrative Inszenierung von „coolen“, ästhetisch bestimmten Identitätsbildern ermöglichen.

Die starke Körperbezogenheit der Jugend führt dazu, dass auch in der soziologischen Literatur wieder häufiger über den Körper gesprochen wird. (vgl. Schroer 2002, Bette 2005, Posch 2009) Mit der Aktualisierung des Körpers in der soziologisch orientierten Jugendforschung geht die Verbreitung der These, dass die Alltagskultur der Jugendlichen vom Zauber der Oberfläche beherrscht sei, einher. Damit ist gemeint, dass noch nie zuvor für eine so große Zahl an Jugendlichen die Beschäftigung mit dem eigenen Körper, mit dem eigenen Körperbild so wichtig war wie heute. Für diese These sprechen eine Fülle von empirischen Befunden. Es stellen sich damit aber auch eine Fülle von neuen Fragen. Warum investieren junge Menschen heute so viel Zeit in den Zauber ihrer Körperoberfläche? Warum gibt man mehr Geld denn je für „schönheitsfördernde“ Dienstleistungen und sportlich-körperbildende Aktivitäten aus? Warum sind die Fitness-Center voll mit jungen Leuten, die dort an ihrem Körper arbeiten?

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Im Grunde lässt sich der Körperkult als eines der Phänomene der gesellschaftlichen Individualisierung interpretieren. Wenn das Individuum zum zentralen Bezugspunkt für die Gesellschaft und für sich selbst wird, dann kommt auf dieses Individuum die Aufgabe zu, seine eigene Körperästhetik individuell zu gestalten, d.h. es muss aus sich eine besondere, unverwechselbare Erscheinung, ein einzigartiges Bild, machen. Der Körper wird so zum ästhetischen Mittel, um Individualität zu demonstrieren.

Wir leben in einer Gesellschaft, die maßgeblich von den Medien beeinflusst wird. Die Medien, die uns umgeben, bestimmen nicht nur, wie wir kommunizieren, sondern auch, wie wir uns in unserem gesellschaftlichen Umfeld präsentieren. Die Medien, vor allem aber die Bildmedien, senden ohne Unterbrechung Vorschläge und Anleitungen, wie man sein Äußeres gestalten kann, um in der Öffentlichkeit gut anzukommen.

In individualisierten Zeiten ist das wichtigste Motiv der Bildmedien der Mensch selbst. Ob es nun Printmedien, das Fernsehen oder das Internet ist, im Mittelpunkt der Berichterstattung dieser Medien stehen die Versuche von Menschen, sich durch die individualistische Stilisierung ihres Körpers als etwas Einzigartiges zu positionieren. Wer in den Bildmedien reüssieren will, muss gut aussehen, muss durch seine Körperlichkeit signalisieren, dass ihm der eigene Körper wichtig ist, dass er sich um seinen eigenen Körper sorgt. Die Sorge um den eigenen Körper, um das eigene Körperbild wird so über Vermittlung der Bildmedien zum zentralen Anliegen der Jugend. Das widerspiegeln die Daten der 15. Shell Jugendstudie aus dem Jahr 2006: 90 Prozent der deutschen Jugendlichen im Alter zwischen 12 und 26 setzen das Anliegen „toll aussehen“ an die erste Stelle der Dinge, die in ihrer Altersgruppe gegenwärtig besonders angesagt sind. (Deutsche Shell 2006).

Jugendliche ringen um das gute Aussehen. Dafür nehmen sie einiges in Kauf. So betreiben fast 50 Prozent der 11- bis 29-jährigen Österreicher/innen zwei bis dreimal die Woche Sport. (tfactory Österreich 2007) Diese sportlichen Aktivitäten finden zum großen Teil im Fitnesszentrum oder Outdoor beim Joggen im Park statt. Sport wird also immer öfter nicht aus reiner Freude an der Bewegung oder gar mit dem Ziel, eine sportliche Technik zu perfektionieren, betrieben. Was perfektioniert werden soll ist das eigene Körperbild und zwar ganz gezielt.

Aber nicht nur auf den Körper will die (post-)moderne Jugend gestaltend einwirken. Auch die Psyche wird in den Jugendkulturen mehr und mehr zum Thema der bewussten Manipulation. Längst wird auch in psychischen Belangen nicht mehr einfach hingenommen, wie man ist. Vielmehr geht es darum, aus dem eigenen Selbst das zu machen, was in den hegemonialen kulturellen Skripten als die richtige Form der mentalen Persönlichkeit vorgesehen ist. (vgl. Illoutz 2006: 124) Insgesamt ist eine psychologisierende Herangehensweise an das Leben zu beobachten und zeigt sich auch daran, dass die Mehrheit der Jugend Gesundheit in erster Linie mit psychischer oder seelischer Gesundheit in Verbindung bringt. (Institut für Jugendkulturforschung 2009a) Es ist davon auszugehen, dass in den nächsten Jahren Fragen der psychischen Gesundheit für Jugendliche noch mehr als bisher an Bedeutung gewinnen werden. In diesem Zusammenhang zu sehen ist, dass das reflexive, im „Therapiejargon“ geführte Gespräch über alltägliche Krisen und Probleme weite Teile der Konversation in den Jugendkulturen prägt. Hinter der stilisierten „coolen“ Oberfläche der Jugendkulturen scheinen sich massenhaft verunsicherte, reflexionsbedürftige Identitäten ausgebildet zu haben, die sich des modischen „therapeutischen

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Diskurses“ bedienen müssen, um mit dem eigenen „erschöpften Selbst“ (vgl. Ehrenfeld 2008) und den Anforderung einer neokonservativen Leistungsgesellschaft oder alternativ dazu einer postmodernen Erfolgsgesellschaft einigermaßen zurecht zu kommen.

Literatur

- Anders, Günther, Die Antiquiertheit des Menschen. Band 2: Über die Zerstörung des Menschen im Zeitalter der dritten industriellen Revolution, München 2002
- Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main 2007
- Bette, Karl-Heinrich: Körperspuren. Zur Semantik und Paradoxie moderner Körperlichkeit. Bielefeld 2005
- Deutsche Shell (Hg.): Jugend 2006. 15. Shell Jugendstudie: Eine pragmatische Generation unter Druck, Frankfurt 2006
- Ehrenfeld, Alain: Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt am Main 2008
- Ferchhoff, Wilfried: Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert: Lebensformen und Lebensstile. Wiesbaden 2007
- Friedrichs, Henrike; Sander, Uwe: Die Verschränkung von Jugendkulturen und digitalen Medienwelten. In: Hugger, Kai Uwe (Hg.): Digitale Jugendkulturen. Wiesbaden 2010
- Gebhardt, Winfried: Feste, Feiern und Events. Zur Soziologie des Außergewöhnlichen. In: Gebhardt, Winfried; Hitzler, Ronald; Pfadenhauer, Michaela; Events. Soziologie des Außergewöhnlichen. Opladen 2000, s. 17-32
- Gebhardt, Winfried, Hitzler, Ronald; Schnettler, Bernd: Unterwegs-Sein – Zur Einleitung. In: Gebhardt, Winfried; Hitzler, Ronald: Nomaden, Flaneure, Vagabunden. Wissensformen und Denkstile der Gegenwart. Wiesbaden 2006, s. 9-22
- Großegger, Beate; Heinzlmaier, Bernhard: Jugendkulturguide. Wien 2002
- Großegger, Beate; Heinzlmaier, Bernhard: Die neuen Vorbilder der Jugend. Wien 2007
- Heitmeyer, Wilhelm: Deutsche Zustände. Frankfurt/Main 2007
- Heinzlmaier, Bernhard: Jugend unter Druck: Das Leben der Jugend in der Leistungsgesellschaft und die Krise der Partizipation in der Ära des posttraditionellen Materialismus – Dossier als E-Paper, Wien, 2007
- Hitzler, Ronald; Bucher, Thomas; Niederbacher, Arne: Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute. Wiesbaden 2005
- Hitzler, Ronald; Honer, Anne, Pfadenhauer, Michaela (Hg.): Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnographische Erkundungen. Wiesbaden 2008
- Hugger, Kai Uwe: Digitale Jugendkulturen: Eine Einleitung. In.: Kai Uwe Hugger (Hrg.): Digitale Jugendkulturen. Wiesbaden 2010, s. 7-22
- Hurrelmann Klaus: Einführung in die Sozialisationstheorie. Berlin 2002
- Hurrelmann, Klaus: Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Forschung. Weinheim und München 2005
- Illouz, Eva: Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt am Main 2006
- Mead, Margaret: Der Konflikt der Generationen. Jugend ohne Vorbild. München 1982
- Müller-Bachmann In: Müller, Renate; Glogner, Patrick; Rhein, Stefanie./Heim, Jens. (Hg.) (2002): Wozu Jugendliche Musik gebrauchen: Jugendliche Identität und musikalische Geschmacksbildung. Weinheim und München: Juventa Verlag;
- Posch, Waltraud: Projekt Körper. Wie der Kult um die Schönheit unser Leben prägt. Frankfurt am Main 2009
- Schäfers, Bernhard; Scherr, Albert: Jugendsoziologie. Einführung in Grundlagen und Theorie. Wiesbaden 2005
- Scholz, Leander: Der Tod der Gemeinschaft: Nietzsche und Hobbes. In: Böckelmann, Janine; Morgenroth, Claas (Hg.): Politik der Gemeinschaft. Zur Konstitution des Politischen in der Gegenwart. Bielefeld 2008, s. 28-48
- Schroer, Markus: Einleitung. Zur Soziologie des Körpers. In: Schroer, Markus: Soziologie des Körpers. Frankfurt am Main 2005
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt 2005

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Schulze, Gerhard: Die beste aller Welten: Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2004

Sennett, Richard: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin 2007

Silbereisen, Rainer, K.; Vaskovics, Laszlo, A.; Zinnecker, Jürgen (Hrg.): Jungsein in Deutschland. Jugendliche und Erwachsene 1991 und 1996. Opladen 1996

Silverstone, Richard: Anatomie der Massenmedien. Ein Manifest. Frankfurt am Main 2007

Welsch, Wolfgang: Grenzgänge der Ästhetik. Stuttgart 1996

Datenquellen:

Institut für Jugendkulturforschung (2005): elf/18 – die Jugendstudie (Eigenstudie), rep. für 11- bis 18-jährige Jugendliche in Österreich, n=800

Institut für Jugendkulturforschung (2007): elf/18 – die Jugendstudie (Eigenstudie), rep. für 11- bis 18-jährige Jugendliche in Österreich, n=880

Institut für Jugendkulturforschung (2009a): Gesundheitsförderung im Zielsegment Jugend: Grundlagenstudie zu Gesundheitsbewusstsein und Gesundheitsstilen bei 14- bis 25-jährigem Event-Publikum im urbanen Raum und in den Regionen, gefördert aus Mitteln des Fonds Gesundes Österreich/ Co-Finanzierung: BMG, Wien 2009

Institut für Jugendkulturforschung (2009b): Uni-Proteste 2009: Blitzumfrage unter Studierenden der Universität Wien, die den Protestaktionen grundsätzlich zustimmen (Eigenstudie), n=213

tfactory Deutschland (2008): Timescout Welle 15, rep. für 11- bis 39-jährige Trendsetter und Early Adopters, n=1.200

tfactory Österreich (2007): Timescout Welle 10, rep. für 11- bis 39-jährige Trendsetter und Early Adopters, n=1.200

tfactory Österreich (2008): Timescout Welle 11, rep. für 11- bis 39-jährige Trendsetter und Early Adopters, n=1.200

tfactory Österreich (2009): Jugendszeneanalyse 2009, rep. für 16- bis 29-jährigen, n=1.200

Verein Arbeitsgemeinschaft Media-Analysen (2007): Media-Analyse 2007

DER AUTOR:

Mag. **Bernhard Heinzlmaier** ist Geschäftsführer der tfactory Trendagentur mit Sitz in Hamburg und Wien und Vorsitzender des Instituts für Jugendkulturforschung – jugendkultur.at. Bernhard Heinzlmaier ist seit 1989 in der Jugend- und Marktforschung tätig. Er ist Co-Projektleiter des 3. Berichts zur Lage der Jugend in Österreich und Co-Autor von „50 Jahre Shell Jugendstudie“ (2002), „Jugendkultur-Guide“ (2002) sowie „Die neuen vorBilder der Jugend“ (2007). Lehrbeauftragter am Institut für Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck sowie am Internationalen Journalismuszentrum des Departments für Wissens- und Kommunikationsmanagement der Donauuniversität Krems in Krems und Köln.

4.4 Aktive Bürger/innenschaft – Politische Partizipation von Jugendlichen in Österreich

**Eva Zeglovits
Steve Schwarzer**

Die Beschreibung politischer Partizipation hängt nicht unwesentlich von der Vorstellung ab, die sich eine Gesellschaft von der Demokratie im Allgemeinen, aber von der Politik im Speziellen macht. Damit geht insbesondere die Frage einher, was durch den Begriff der Politik umfasst ist, und was alles als „politisch“ wahrgenommen bzw. verortet wird. Eine ähnliche Begriffsexegese kann natürlich auch für den Begriff der Demokratie vorgenommen werden, denn demokratische Systeme sind unterschiedlich ausgestaltet und normativ aufgeladen. Politische Partizipation findet also in einem recht ausdefinierten Rahmen statt und muss daher in diesen Rahmen eingepasst werden.

Die Absenkung des Wahlalters auf 16 Jahre hat dem Thema politische Partizipation neue Aufmerksamkeit gegeben. Auch wenn Wählen als ein Kernelement der Demokratie ein wichtiger Teilaspekt im Spektrum der Partizipation ist, und auch dieser Beitrag der Wahlteilnahme besondere Aufmerksamkeit widmen wird, soll dennoch nicht vernachlässigt werden, dass politische Partizipation natürlich weit mehr umfasst:

Während das Hauptaugenmerk politischer Gestaltungsprozesse in einer repräsentativen Demokratie auf das Wählen der nationalen oder auch regionalen Parlamente bezogen ist, finden auch in weiteren Institutionen Wahlen statt, die weniger Aufmerksamkeit erregen, etwa in Schulen, Betrieben oder Organisationen. Darüber hinaus gibt es neben dem Wählen aber eine Vielzahl weiterer Prozesse, die einerseits demokratisch, andererseits aber auch politisch sind, und die bei der Betrachtung politischer Partizipation gern nur am Rande betrachtet werden. Insofern zieht der nachfolgende Beitrag einen sehr weiten Begriff politischer Partizipation heran, der von einem sehr weiten Politik- bzw. Demokratiebegriff ausgeht, sodass unterschiedliche Phänomene in das Blickfeld rücken, die auf den ersten Blick nicht als politisches Handeln und politische Aktivität gelten würden, z.B. politisches Konsumverhalten.

1. Politische Partizipation und Aktive Bürger/innenschaft – Stand der Forschung

Was ist politische Partizipation oder Aktive Bürger/innenschaft?

Politische Partizipation bedeutet im ursprünglichen Sinn Teilnahme am politischen Leben und verfolgt immer das Ziel etwas zu verändern. In der Demokratie hat diese Teilnahme am politischen Leben naturgemäß einen wichtigen Stellenwert, damit im Entscheidungsprozess die Meinungen der Bürger/innen abgebildet sind. Wahlen bilden hier ein Kernelement. Aber die Formen politischer Partizipation können vielfältig sein, und umfassen auch Aktivitäten, die nicht direkt mit dem institutionellen politischen System zu tun haben oder primär als politisch wahrgenommen werden (vgl. u.a. Barnes/Kaase, 1979; Verba u.a., 1995). Was politische Partizipation kennzeichnet ist (a) die Intentionalität, also ein bewusstes Handeln von (b) Individuen, also Einzelpersonen (Aktivitäten von Organi-

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

sationen gelten nicht als politische Partizipation, die Aktivität eines Individuums in einer Organisation hingegen schon), die (c) einen politischen Prozess oder eine Entscheidungsfindung beeinflussen oder verändern wollen.

Auch wenn nicht alle theoretischen demokratiepolitischen Ansätze eine hohe Beteiligung der Bürger/innen fordern, etwa weil eine niedrige Beteiligung ein Zeichen für hohe Zufriedenheit sein könnte, so kann doch meist eine hohe Beteiligung der Bürger/innen am demokratischen Prozess als normatives Ziel definiert werden (siehe Barber, 1985).

Begriffe wie politische Partizipation, politische Involvierung, soziales Kapital und Aktive Bürger/innenschaft sind zwar theoretisch nicht immer miteinander verbunden, greifen aber ineinander, und ergänzen sich alle darin, den Grad des Eingebundenseins und der Mitwirkung einer Person am gesellschaftlichen und politischen Leben zu beschreiben.

Für diesen Beitrag wählen die Autor/innen einen weiter gefassten Begriff, nämlich die Aktive Bürger/innenschaft und versuchen diesen gerade auf die Lebenswelten der jungen Erwachsenen angepasst zu verwenden:

Aktive Bürger/innenschaft ist mehr als politische Partizipation und umfasst auch Werte und Einstellungen zur Demokratie. „Active Citizenship“ wird in vier Dimensionen differenziert: Demokratische Werte, Teilnahme in der repräsentativen Demokratie, Teilnahme am Gemeindeleben und Teilnahme an Protestaktivitäten (Hoskins/Mascherini, 2008).

Speziell mit Blick auf Jugendliche müssen weitere Dimensionen hinzugenommen werden, die den Grad der Vorbereitung auf das Leben als Bürger/in mit allen Rechten und Pflichten beschreiben sollen: (a) politisches Wissen im engeren Sinne und „civic competencies“ im weiteren Sinne, (b) die Fähigkeit, politische Kommunikation interpretieren zu können, (c) Vertrauen in politische Institutionen, (d) politische Selbstwirksamkeit, (e) demokratische Werte und Einstellungen zur Demokratie sowie (f) die politische Teilnahme im schulischen Kontext (Torney-Purta u.a., 2008).

Was beeinflusst Aktive Bürger/innenschaft bei Jugendlichen?

Wovon hängt es nun ab, ob junge Erwachsene politisch aktiv und gestaltend an der Gesellschaft teilnehmen? Die Literatur identifiziert im Wesentlichen vier Haupteinflussfaktoren in der politischen Sozialisation, die die Grundsteine für die aktive Teilnahme oder Nicht-Teilnahme legen: Eltern, Freunde, Schule und Medien (vgl. etwa Torney-Purta, 2002; Verba u.a., 1995).

Eltern, die Interesse an Politik und Teilnahme am politischen Leben vorleben, werden dies auf ihre Kinder in einem gewissen Ausmaß übertragen. Das Elternhaus prägt nicht nur die zentralen politischen Werte, wie etwa Einstellungen zu Demokratie, Toleranz oder Autoritarismus, sondern stellt auch die Weichen für die für das Politikverständnis so wichtigen verbalen Fähigkeiten, Sprachverständnis, Ausdrucksweise, Diskussionsbereitschaft und vieles mehr.

Freunde wiederum sind die wichtigsten Referenzpersonen, was das politische Handeln betrifft. Partizipation ist auch immer eine Frage der Möglichkeiten. Ein politisch aktiver Freundeskreis bietet mehr Chancen, gemeinsam aktiv zu sein, voneinander zu lernen und selbst mitzugestalten.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Für die Informationsvermittlung nehmen die Medien eine bedeutende Rolle ein, Fernsehen, Radio, Zeitungen und Internet sind hier relevante Bezugsquellen.

Die Schule hat eine Sonderstellung. Sie ist ein Ort der Wissensvermittlung und gleichzeitig ein Ort, an dem Demokratie gelebt werden kann. Schüler/innen können in demokratischen Prozessen in der Schule wie etwa Schüler/innenvertretungswahlen oder Schulparlamenten Erfahrungen sammeln, die sich im späteren Leben positiv auf die politische Beteiligung auswirken (vgl. etwa Kirilin, 2002). Im Rahmen der DemokratieInitiative (dazu später) wurden unter anderem Studien zur Schuldemokratie durchgeführt, die zeigen, dass es viele Schulen in Österreich gibt, in denen die Beteiligung der Schüler/innen eine sehr hohe Bedeutung zugeschrieben wird. Allerdings ist das Vorhandensein von partizipativen Elementen noch kein Garant für tatsächliche Beteiligungsprozesse und, dies zeigen andere Erfahrungen, ist die Bedeutung partizipativer Elemente in einer Schule für die politische Sozialisation und die politische Bildung theoretisch und praktisch nicht endgültig reflektiert.

Relativ unbestritten ist aber die Bedeutung des politischen Wissens: Politisches Wissen hilft, die eigenen Interessen, nämlich die Interessen als Individuum und als Teil einer Gruppe, besser zu verstehen, neue Informationen zu verarbeiten und mit bereits vorhandenen abzugleichen. Wer das politische Geschehen so besser verfolgen kann, fühlt sich weniger ohnmächtig, kann politischen Diskussionen besser folgen und empfindet sie damit eher als produktiv und weniger als Streitigkeit. Insofern hilft politisches Wissen, die empfundene Distanz zur Politik sowie mögliches Misstrauen zu reduzieren und Apathie vorzubeugen. Politisches Wissen unterstützt demokratische Werte, verändert politische Einstellungen, etwa was Toleranz gegenüber Minderheiten betrifft (Galston, 2001). Politisches Wissen ist also eine wichtige Ressource für Partizipation und Aktive Bürger/innenschaft.

Die Frage, warum Menschen sich der Politik entziehen und nicht teilhaben, beantworten Verba u.a. sinngemäß durch drei Ursachen: (i) weil sie nicht die Fähigkeiten dazu haben, (ii) weil sie kein Interesse oder keine Lust dazu haben oder (iii) weil sie niemand gefragt hat (Verba u.a., 1995).

Das ergibt umgekehrt drei Möglichkeiten, die Teilnahme zu fördern, indem man (i) die Jugendlichen in ihren Kompetenzen stärkt, etwa durch politische Bildung, (ii) ihr Interesse weckt oder (iii) sie ganz einfach fragt bzw. diejenigen Organisationen und Institutionen stärkt, die das üblicherweise tun, wie etwa die Einrichtungen der schulischen und außerschulischen Jugendarbeit, oder Vereine im traditionellen Sinn, Gewerkschaften, soziale Bewegungen, aber auch Kampagnen und Initiativen, wie sie in Vorbereitung der Wahlen für die 16-18jährigen initiiert wurden (dazu später).

Wahlaltersenkung – Chance oder Risiko?

Die Wahlaltersenkung im Jahr 2007 hat eine breite öffentliche Debatte in Österreich ausgelöst. Als Pro-Argumente für die Wahlaltersenkung wurden u.a. genannt, dass 16-18jährige bereits strafmündig und teilweise geschäftsfähig seien und wichtige Entscheidungen für ihr weiteres Leben, wie etwa die Auswahl des Bildungs- oder Berufsweges treffen (vgl. Hofer u.a., 2008). Außerdem verleihe die Wahlaltersenkung Jüngeren mehr politisches Gewicht. „Die Jugend wird immer mehr umworben – weil sie zu einem knappen gesellschaftlichen Gut geworden ist“ (Pelinka, 2005, S. 129). Von Gegner/innen der Wahlalter-

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

senkung wurde vor allem die Frage nach der politischen Reife der Jungen gestellt. Auch juristische Inkonsistenzen mit anderen Gesetzen, die in Hinblick auf die geistige Reife eine andere Altersgrenze (zumeist 18 Jahre) beinhalten, wurden und werden als Gegenargumente angeführt (vgl. Hofer u.a., 2008).

In der politikwissenschaftlichen Forschung ist die Debatte um die Wahlaltersenkung dahingehend beeinflusst, dass Wählen etwas ist, was gelernt werden muss bzw. kann (Denny/Doyle, 2009; Fieldhouse u.a., 2007; Plutzer, 2002). Die ersten Wahlen sind demnach entscheidend für die „Wahlbiographie“. Wer zu Beginn seiner oder ihrer Wahlkarriere nicht an Wahlen teilnimmt, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit Nichtwähler/in bleiben. Ähnlich argumentieren auch Franklin und seine Kolleg/innen, da sie zeigen konnten, dass eine Wahlalterssenkung auf 18 oder 19 Jahre, wie es in den meisten westlichen Demokratien heute gilt, zu einem Absinken der Wahlbeteiligung geführt hat, da die Menschen in diesem Alter mit ihrer Identitätsfindung beschäftigt sind und es daher ein ungünstiger Zeitpunkt ist, um das Wählen zu lernen. „The most promising reform that might restore higher turnout would be to lower the voting age still further, perhaps to fifteen. (...) They could then learn to vote in the context of a civic class project where they were graded on their ability to discover relevant information (...)“ (Franklin, 2004, S. 213) Wenn junge Menschen auf ihre erste Wahl in einem institutionellen Kontext vorbereitet werden können, also zum Beispiel in der Schule, so kann das mittel- und langfristig positive Effekte auf das Demokratieverständnis im Allgemeinen oder die Wahlbeteiligung im Speziellen haben.

Empirische Studien zu politischer Partizipation in Österreich – Forschungsstand und Forschungslücken

Um den Forschungsstand und die Forschungslücken sichtbar zu machen, soll hier kurz ein Überblick über die in den nachfolgenden Kapiteln verwendeten Studien gegeben werden. Seit dem Jahr 2010 gibt es den „Neuen Jugendmonitor“ des BMWFJ, der sich mit vielen Aspekten der Lebenswelten von 14-24jährigen beschäftigt und auch einige Fragen zur politischen Mitbestimmung enthält (BMWFJ, 2010). Eine recht aktuelle Studie wurde in der Nachwahlanalyse „Wählen mit 16 bei der Nationalratswahl“ vorgelegt, die die Gruppe der 16-18jährigen Wahlberechtigten abdeckt (Schwarzer u.a., 2009) und schwerpunktmäßig die Einstellungen und das Verhalten rund um die Wahlen behandelt. In der Jugendstudie des Renner-Institutes wurden im Jahr 2008 14-20jährige zu ihren politischen Einstellungen befragt (Renner-Institut, 2008).

Während die Studie „Jugend und politische Bildung“ – durchgeführt von der DonauUni Krems – auf politische Bildung in der Altersgruppe der 14-24jährigen fokussiert (Filzmaier, 2007), konzentriert sich die Studie „Jugend und politische Orientierungen“ von Fessel-GfK Sozialforschung aus dem Jahr 2007 auf die politischen Einstellungen und Verhaltensweisen von 12-19jährigen (GfK_Austria, 2007).

Auch die Österreichische Jugendwertestudie 2006/2007 (Friesl u.a., 2008) spricht den Gegenstand der politischen Partizipation der befragten 14-24jährigen an, allerdings nimmt dieser Abschnitt nur einen kleinen Teil der Studie ein. Dafür ermöglicht diese Studie Zeitvergleiche. „E-participation – Jugend aktiv“ widmet sich auch der politischen Beteiligung, allerdings ist hier die Stichprobe nur bedingt dazu geeignet, um Aussagen für die Gesamtpopulation zu treffen (ICT&S Center, 2007).

TEIL A - KAPITEL 4: INTERESSEN - WERTE - BEZIEHUNGEN

Die umfassendste Untersuchung zur politischen Partizipation junger Menschen in Österreich ist wohl die europäische Vergleichsstudie EUYOUNG, die die Gruppe der 15-25-jährigen umfasst (EUYOUNG, 2005; Spanring u.a., 2008). Obwohl die Daten aus EUYOUNG bereits zum Jahreswechsel 2004/2005 erhoben wurden und damit auch Studien jüngerer Datums vorliegen, dienen sie vor allem aufgrund ihrer theoretischen Komplexität auch in diesem Bericht als wichtige Quelle.

Allen vorliegenden Studien für Österreich ist aber gemein, dass zwei wichtige Themenfelder nicht ausreichend bearbeitet werden können. So sind Fragestellungen rund um den Migrationshintergrund und die damit verbundene gezielte Beobachtung von Migranten/innen in allen Studien nur teilweise gelungen. Zudem wird das politische Wissen kaum erhoben, und wenn, dann nur in einer sehr einfachen Form.

Ganz wesentliche Bedeutung kommt daher der International Civic and Citizenship Education Study ICCS zu, an der auch Österreich teilnimmt. Die ICCS Studie erhebt politisches Wissen und Kompetenzen ebenso wie grundlegende Werte und Einstellungen zu politischen Aktivitäten von Schüler/innen der achten Schulstufe. Für Österreich wird ein eigenes Modul zusätzlich zur international standardisierten Erhebung ergänzt, das sich insbesondere mit der Umsetzung politischer Bildung in der Schule, Schuldemokratie, politischer Partizipation von Schüler/innen und Einstellungen zu Politik und Politiker/innen befasst. Die Studie ICCS ist zwar auf nur eine Schulstufe eingeschränkt, ist dafür aber die einzige Studie, die Wissen, Verhalten und Einstellungen umfasst. Zudem ist hier auch die Gruppe der Migrant/innen erfasst. Die Daten wurden im ersten Halbjahr 2009 erhoben, Ergebnisse lagen aber zum Zeitpunkt des Verfassens des Beitrages leider noch nicht vor.

2. Elemente Aktiver Bürger/innenschaft: politisches Interesse, Informiertheit und Einstellungen zur Demokratie

Politische Werte und Einstellungen, wie etwa die Zufriedenheit mit der Demokratie, autoritäre Einstellungen oder Einstellungen zu Minderheiten tragen zu einem umfassenden Bild über die jungen Menschen bei und bilden so einen relevanten Bezugsrahmen für die Darstellung der Aktiven Bürger/innenschaft.

Zunächst soll ein Blick auf ihr politisches Interesse und die Informationsverarbeitung geworfen werden. In der öffentlichen Debatte steht oft nur das vermeintliche Desinteresse oder die Politikverdrossenheit im Mittelpunkt der Betrachtung.

Besonders relevant scheint in diesem Kontext auf, wie Jugendliche den Begriff „Politik“ verwenden und verstehen. Denn nur danach lässt sich Interesse an Politik etc. bewerten. Qualitative Ergebnisse zeigen immer wieder, dass Politik von Jugendlichen stark als Parteipolitik wahrgenommen und verstanden wird. Andere Aspekte, wie etwa die Mitgestaltung und Mitbestimmung in der Schule oder am Arbeitsplatz wird durch den Begriff Politik nicht unbedingt miterfasst (vgl. etwa Friesl u.a., 2008, S. 61).

Politisches Interesse

Politisches Interesse kann als Grundvoraussetzung für politische Beteiligung angenommen werden. Zahlen bis etwa 2006 zeigten immer wieder ein Absinken des politischen Interesses, die Diskussion um die desinteressierten Jugendlichen prägte auch die Debatte vor der Wahlaltersenkung. Mittlerweile kann man aber eindeutig beobachten, dass seit der Senkung des Wahlalters das Interesse gestiegen ist (Abbildung 1).

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

So bezeichneten sich nur 10% der 15-25jährigen im Jahr 2004 als „sehr“ interessiert, weitere 31% als „ziemlich“ interessiert. Im Jahr 2007 (wenige Wochen vor der faktischen Wahlaltersenkung, aber bereits mitten in der medialen Debatte rund um die Wahlaltersenkung) stuften sich 20% der 14-24jährigen als „sehr“, weiter 48% als „ziemlich“ interessiert ein. Fokussiert auf die Gruppe der neu Wahlberechtigten ist der Anstieg des politischen Interesses ebenso zu beobachten. Während nur 9% der 16-18jährigen 2004 sich als „sehr“ interessiert bezeichneten, waren es nach der Nationalratswahl 2008 bereits 23%.

Auch wenn ein Anstieg des Interesses nicht notwendigerweise auf die Wahlaltersenkung zurückzuführen ist, liegt der Schluss doch sehr nahe und kann auch mit qualitativen Ergebnissen unterstützt werden.

Abbildung 1³⁹: Politisches Interesse von Jugendlichen, 2004-2008

	15-25jährige EUYOUPART 2004	14-24jährige; Jugend und politische Bildung 2007	16-18jährige; EUYOUPART 2004	16-18jährige; Wählen mit 16 2008
sehr interessiert	10	20	9	23
ziemlich interessiert	31	48	25	34
wenig interessiert	45	25	50	34
gar nicht interessiert	12	8	14	9
weiß nicht, keine Angabe	2	< 1	2	< 1
n	1.007	700	318	1.000

Quellen: Wählen mit 16, EUYOUPART Österreich Datensatz (eigene Berechnungen); Jugend und politische Bildung, Angaben in Prozent

Bei einer genaueren Betrachtung zeigt sich, dass das politische Interesse sich bei den 16-18jährigen sehr stark zwischen verschiedenen Gruppen unterscheidet. Schüler/innen stuften sich häufiger als interessiert ein als Berufstätige⁴⁰, junge Männer häufiger als junge Frauen, Jugendliche mit Migrationshintergrund⁴¹ seltener als jene ohne.

Da politisches Interesse zentral ist für Aktive Bürger/innenschaft, sind dies die ersten wichtigen Hinweise, in welchen Gruppen verstärkt Anreize gesetzt werden müssen, will man die bis jetzt wenig aktiven Jugendliche ansprechen.

³⁹ Für alle Tabellen gilt: Die Prozentwerte beschreiben die nach soziodemographischen Merkmalen gewichteten Daten, die Fallzahlen hingegen werden ungewichtet angegeben.

⁴⁰ Lehrlinge, Arbeitslose und Präsenzdienler werden hier zu den Berufstätigen gezählt. Migrationshintergrund wird in der Studie „Wählen mit 16“ jenen Jugendlichen zugewiesen, von denen mindestens ein Elternteil nicht in Österreich geboren ist. Alle Befragten in dieser Studie sind wahlberechtigt, also österreichische Staatsbürger/innen.

⁴¹ Migrationshintergrund wird in der Studie „Wählen mit 16“ jenen Jugendlichen zugewiesen, von denen mindestens ein Elternteil nicht in Österreich geboren ist. Alle Befragten in dieser Studie sind wahlberechtigt, also österreichische Staatsbürger/innen.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Informationsverhalten und subjektive Informiertheit

Auch wenn im Bezug auf Jugendliche immer wieder gemutmaßt wird, dass neue Medien im Informationsverhalten eine besondere Rolle haben, zeigen verschiedene Studien doch, dass Fernsehen, Tageszeitungen und Radio einen wichtigeren Stellenwert haben als das Internet. 85% der 14-20jährigen nutzen laut Jugendstudie des Renner-Instituts das Fernsehen als Informationsquelle für Politik, gefolgt von Tageszeitungen (76%), Radio (71%) und Internet (65%). Gespräche in der Familie sind für 61% eine Informationsquelle, Gespräche mit Freund/innen oder Kolleg/innen für 59%. In der Frage nach der wichtigsten Informationsquelle ändert sich die Reihenfolge nur geringfügig: Das Fernsehen bleibt mit 32% auf Platz Eins, gefolgt von den Tageszeitungen, die 28 % der 14-20jährigen als Hauptquelle angeben. Das Internet nimmt mit 17% den dritten, Radio mit 13% den vierten Platz ein. So wichtig die Gespräche in der Familie und im Freundeskreis insgesamt sind, als Hauptinformationsquelle nennen sie dann nur mehr jeweils weniger als 5% der jungen Menschen. Diese Ergebnisse decken sich auch mit den Ergebnissen aus der Studie „Wählen mit 16“ bei der Nationalratswahl.

Was die Selbsteinschätzung des Informationsniveaus betrifft, sind junge Menschen selbstkritisch. In der Studie „Jugend und politische Orientierungen“ von GfK Austria gaben 54% der 14-19jährigen an, gut oder einigermaßen darüber Bescheid zu wissen, wie Gesetze vorbereitet und beschlossen werden. Jeweils zwischen einem Drittel und der Hälfte der Befragten gaben an, gut oder einigermaßen Bescheid zu wissen, wie man bei einer politischen Partei mitarbeiten kann, wie man bei Wahlen eine Vorzugsstimme abgibt, wie die Sozialpartnerschaft funktioniert oder was man tun kann, um sich gegen ein Gesetz, das man für ungerecht hält, zu wehren. Dabei bezeichnen sich junge Männer als informierter als junge Frauen (GfK_Austria, 2007, S.11f). Daraus kann aber nicht unbedingt geschlossen werden, dass junge Männer tatsächlich mehr wissen als junge Frauen, der Unterschied kann auch darin begründet sein, dass Frauen ihr Wissen schlechter bewerten als Männer.

Die Studie „Wählen mit 16“ kommt ergänzend dazu zu dem Ergebnis, dass junge Menschen durchaus selbstkritisch sind, was ihren Informationsgrad betrifft, und in einem hohen Ausmaß mit dem Wunsch nach mehr Information reagieren, vor allem von Seiten der Schule wird hier mehr Informationsarbeit gewünscht.

Einstellungen zu Politik und Demokratie

Grundsätzlich befürwortet eine klare Mehrheit der Jugendlichen die Demokratie, in dem Sinne ähneln sich die unterschiedlichen Studienergebnisse. Es wird aber auch Kritik formuliert.

69% der 14-24jährigen waren im Jahr 2007 mit der Demokratie in Österreich sehr oder ziemlich zufrieden (Abbildung 2). Das ist zwar die überwiegende Mehrheit, dennoch gib es einen nicht unbeträchtlichen Anteil von 29%, die weniger oder gar nicht mit der Demokratie in Österreich zufrieden sind. Ein sehr ähnliches Bild zeigen die Daten der 16-18jährigen im Jahr 2008, hier ist sogar eine leichte Verschiebung von „ziemlich“ zu „sehr“ zufrieden zu beobachten. Bei Jugendlichen im Berufsleben und mit Migrationshintergrund fällt die Unzufriedenheit allerdings größer aus. Jede/r dritte Berufstätige und fast jede/r Zweite mit Migrationshintergrund ist mit der Demokratie weniger oder gar nicht zufrieden!

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

**Abbildung 2: Zufriedenheit „mit der Demokratie in Österreich“
2007 und 2008**

		16-18jährige Wahlberechtigte, 2008				
	14-24jährige 2007	gesamt	SchülerInnen	Berufstätige	mit Migrationshintergrund	ohne Migrationshintergrund
sehr zufrieden	9	14	17	10	7	15
etwas zufrieden	60	53	58	47	46	54
Weniger zufrieden	23	24	19	30	35	23
gar nicht zufrieden	6	6	4	8	10	5
weiß nicht, keine Angabe	2	2	2	5	2	4
n	700	1.000	708	284	95	905

Quellen: Jugend und Politische Bildung, Wählen mit 16 (eigene Berechnungen), Angaben in Prozent

Ein Grund für die Unzufriedenheit kann eine klare gefühlte Distanz zwischen den Repräsentant/innen in der Politik und den jungen Menschen sein.

Auffallend hoch sind die Zustimmungen in allen Studien, dass sich Politiker/innen nicht um die Anliegen der Jugendlichen kümmern. Und wieder sind es die jungen Berufstätigen und die Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die sich hier besonders im Stich gelassen fühlen.

In der Jugendstudie des Renner-Institutes konnten die 14-20jährigen Vorschläge bewerten, die das Ziel verfolgen, ebendiese Distanz zu verringern (Abbildung 3). Dabei fällt auf, dass fast alle abgefragten Vorschläge von einer Mehrheit der jungen Menschen als sinnvoll erachtet werden, allen voran die Ernennung eines Jugend-Ombudsmanns in jedem Bundesland, die finanzielle Unterstützung von politischen Jugendorganisationen und die Verankerung eines/r Jugendreferenten/in in jeder Gemeinde. Einzig etwas abgeschlagen (mit nur 24% Unterstützung) ist die verpflichtende Einführung von Jugendparlamenten.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Abbildung 3: Bewertung von möglichen Formen der institutionellen Einbindung Jugendlicher 2008

	14-20jährige
Ernennung eines Jugend- Ombudsmannes in jedem Bundesland, an den sich jüngere Bürger/innen wenden können	61
mehr Geld für politische Jugendorganisationen	56
Einrichtung eines politisch verantwortlichen Jugendreferenten in jeder Gemeinde	54
eigene Wählerversammlungen für junge Leute	52
regelmäßige Jugendsprechtage der gewählten Mandatar/innen	51
Aufstellung junger Kandidatinnen und Kandidaten an aussichtsreicher Stelle bei Wahlen	47
verpflichtende Einführung von Jugendparlamenten in den Gemeinden	24
Keine Angabe	3
Quelle: Jugendstudie des Renner Institutes 2008, Angaben in Prozent, Fragestellung im Wortlaut: Ich lese Ihnen einige Möglichkeiten vor, junge Leute in der Politik und bei der Gestaltung der Gesellschaft mitreden zu lassen. Was davon erscheint Ihnen selbst wirklich vernünftig? Mehrfachnennungen möglich	

Im Großen und Ganzen zeigen sich die 14-24jährigen mit den Mitbestimmungsmöglichkeiten zufrieden. Rund zwei Drittel sind laut Jugendmonitor 2010 (BMWfJ, 2010) der Meinung, dass junge Menschen mit den bestehenden Möglichkeiten etwas bewirken können.

Werte

Die Jugendwertestudie 2006/2007 zeigt den hohen Stellenwert individualisierten Glücksstrebens für Jugendliche; Solidarität auf der Mikroebene (in der Familie) hat einen höheren Stellenwert als auf der Mesoebene (etwa: Verteilungsgerechtigkeit). Autoritarismus trifft zwar auf mehr Ablehnung als Zustimmung, ist jedoch im Vergleich zur Jugendwertestudie 2000 deutlich gestiegen. Polarisierend ist auch das Thema Fremdenfeindlichkeit. Auch hier ist ein Anstieg seit 2000 zu beobachten. Was in Hinblick auf die Politische Beteiligung besonders relevant erscheint, ist, dass politisch Interessierte fremdenfeindliche Aussagen stärker ablehnen (Friesl u.a., 2008, S. 105 ff).

Der Idee eines starken, nicht gewählten Mannes, der Ordnung schafft, kann – je nach Studie und genauer Fragestellung etwas variierend – zwar eine Minderheit, aber dennoch ein nicht unerheblicher Anteil der Jugendlichen etwas abgewinnen, bei jungen Männern etwas mehr als bei jungen Frauen, bei Jugendlichen ohne Migrationshintergrund weniger als bei jenen mit Migrationshintergrund (ebenda, S.78 ff).

In der Studie „Wählen mit 16“ konnte gezeigt werden, dass autoritäre Einstellungen bei jungen Frauen weniger Zustimmung finden als bei jungen Männern, bei Schüler/innen weniger als bei Berufstätigen (inkl. Lehrlingen). In punkto Einstellungen zu Zuwanderern ist das Alter ausschlaggebend: Mit zunehmendem Alter prägen sich sowohl Zustimmung als auch Ablehnung stärker aus, das Thema polarisiert mit zunehmendem Alter immer mehr.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Die Gleichstellung von Frauen, grundsätzlich ein Thema, das hohe Zustimmung findet, wird von Frauen stärker unterstützt als von Männern, von Schüler/innen stärker als von Erwerbstätigen. (Schwarzer u.a., 2009, S. 30 ff)

Obwohl der Jugendmonitor 2010 bescheinigt, dass die 14-24jährigen recht zuversichtlich sind, was ihre nahe Zukunft betrifft – 26% bezeichnen sich als „sehr zuversichtlich“, weitere 55% als „eher zuversichtlich“ (BMWFJ, 2010, S.3), schätzen Jugendliche ihre mittel- und langfristigen Chancen doch recht skeptisch ein. Wie „Wählen mit 16“ zeigt, glaubt ein Großteil der Jugendlichen, dass sie es in punkto Einkommen und sozialer Sicherheit einmal schlechter haben werden als ihre Eltern. Waren die Österreichischen Jugendliche schon in der EUYOPART Studie 2004 als relativ skeptisch im Vergleich zu ihren Altersgenossen/innen in anderen Ländern aufgefallen, so hat sich diese Skepsis bis Herbst 2008 noch zusätzlich verschärft. Die Jugendstudie des Renner-Institutes weist als größte Sorgen der 14-20jährigen Umweltzerstörung, Anstieg der Kriminalität, Anstieg des Drogenproblems und Jugendarbeitslosigkeit aus (78% und mehr befürchten diese Entwicklungen sehr oder etwas). Mit etwas Abstand folgt an fünfter Stelle das Anwachsen von Neonazismus und Rechtsextremismus (66% befürchten dies sehr oder etwas).

3. Politische Partizipation

Formen politischer Partizipation – Wie partizipieren Jugendliche in Österreich?

Im Folgenden soll nun dargestellt werden, welche Formen politischer Partizipation bei jungen Menschen vorkommen. Dabei sind sowohl tatsächliches als auch intendiertes Verhalten relevant, da Partizipation auch eine Frage der Möglichkeiten ist.

Die Jugendwertestudie 2006/2007 weist Wählen als zentrale Form der Partizipation aus (Abbildung 4). Jeweils rund ein Drittel der 14-24jährigen hat sich schon einmal bei Wahlen, Spendenaktionen oder Unterschriftensammlungen beteiligt, etwa die Hälfte oder mehr zeigt Bereitschaft, dies einmal zu machen. Ähnlich hohe Bereitschaft, aber wesentlich niedrigere Erfahrungen damit gibt es für das Verfassen von Leserbriefen, die Mitarbeit bei einer Jugendvertretung, die Teilnahme an Demonstrationen oder die Mitarbeit bei Bürgerinitiativen oder Ständen. Lediglich die Übernahme eines politischen Amtes und der bewusste Boykott von Wahlen können sich deutlich weniger Jugendliche vorstellen (29 bzw. 27%).

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

Abbildung 4: Tatsächliches Engagement und Bereitschaft der 14-24jährigen 2006/2007

	schon gemacht	Bereitschaft
konventionelle Partizipation		
Beteiligung an Wahlen	31	59
Ein politisches Amt übernehmen	3	29
Bei einer Spendenaktion mitmachen	34	49
Leserbriefe schreiben	8	49
Wahlen bewusst boykottieren	4	27
in der Schülervertretung/anderer Jugendvertretung mitarbeiten	19	48
unkonventionelle Partizipation		
an einer Unterschriftensammlung betellgen	30	53
an einer Demonstration teilnehmen	13	49
in einer Bürgerinitiative mitarbeiten	4	52
an Ständen mitarbeiten	5	46
n	1231	
Quelle: Jugend-Wertestudie 2006/07 (Friesl u.a., 2008), Angaben in Prozent		

Die Studie „Wählen mit 16“ kommt zu ähnlichen Ergebnissen, nur in Bezug auf die Teilnahme an Wahlen konnte in dieser Studie eine wesentlich höhere Bereitschaft der 16-18jährigen festgestellt werden. Aus „Wählen mit 16“ geht aber auch hervor, dass bei den meisten Formen der Partizipation die Unterschiede in der Bereitschaft zwischen Schüler/innen und Berufstätigen nicht signifikant sind, bei der Wahlteilnahme, der Teilnahme an einer legalen Demonstration und der Mitarbeit in einer NGO allerdings signalisieren Schüler/innen eine höhere Bereitschaft als Berufstätige. Auch zwischen Männern und Frauen zeigen sich Unterschiede dahingehend, dass Männer eher bereit sind, an Wahlen teilzunehmen und eine/n Politiker/in zu kontaktieren, also zwei Formen der konventionellen Partizipation, Frauen hingegen eher bereit sind, Unterschriften zu sammeln, eine Form der unkonventionellen Partizipation. Jugendliche mit Migrationshintergrund zeigen grundsätzlich die gleiche Bereitschaft zu Partizipieren wie jene ohne Migrationshintergrund, lediglich bei der Wahlteilnahme und bei der Teilnahme an Demonstrationen liegt ihre Bereitschaft schwach, aber statistisch signifikant unter dem Durchschnitt.

Auch politisch motiviertes Konsumverhalten, auch political consumerism genannt, kann zur politischen Partizipation gezählt werden und war im Jahr 2004 bereits ein Thema für junge Menschen (Abbildung 5). Bereits etwa ein Viertel der 15-25jährigen hatte schon einmal ein Produkt aus politischen, ethischen oder Umweltgründen gekauft, etwas weniger als ein Fünftel ein Produkt aus ebendiesen Motiven boykottiert. Politisches Konsumverhalten war 2004 eher ein Phänomen in Städten und bei den etwas älteren Jugendlichen.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Abbildung 5: Politisch motiviertes Konsumverhalten 2004

	Gesamt	15-17 Jahre	18-25 Jahre	Stadt	Klein-stadt	Land
bestimmte Produkte aus politischen, ethischen oder Umweltgründen boykottiert	18	9	22	24	19	14
bestimmte Produkte aus politischen, ethischen oder Umweltgründen gekauft	23	14	26	27	25	18
n	1007	309	698	366	212	429
Quelle: EUYOUNGPART 2004, eigene Berechnungen, Anteil derjenigen, die die Partizipationsform schon einmal ausgeübt haben, in Prozent						

Der politischen Partizipation in der Schule kommt, wie schon eingangs erläutert, ein besonderer Stellenwert zu. Auch in Österreich gilt: Wer in der Schule aktiv war, ist auch außerhalb der Schule aktiv, und wird auch im späteren Leben aktiv sein (Westphal u.a., 2008, S.92).

Und: In Österreich bieten die Schulen eine Vielfalt von obligatorischen oder fakultativen Möglichkeiten der Partizipation. Die Wahlen zum/zur Klassensprecher/in bzw. zur Schüler/innenvertretung bringen den Wahlakt in die Schulklassen. Etwa 4 von 10 Jugendlichen geben auch an, irgendwann im Laufe der Schulzeit das Amt des/der Klassensprechers/in innegehabt zu haben (Abbildung 6). Immerhin 2 von 10 geben an, ein Mitglied der Schüler/innenvertretung zu sein oder gewesen zu sein. Obwohl es sich hier um das Ausüben „politischer Ämter“ handelt, ist der Unterschied zwischen Männern und Frauen – entgegen der Trends bei anderen politischen Funktionen – dabei nicht signifikant.

Abbildung 6: politische Partizipation in der Schule (Auswahl), 15-25jährige 2004

	Gesamt	Männer	Frauen
war (oder bin) Mitglied der Schülervertretung	21	22	20
Hatte (oder habe) eine Funktion als Klassensprecher/in	42	44	41
n	1007	520	487
Quelle: EUYOUNGPART 2004, eigene Berechnungen, Anteil derjenigen, die die Partizipationsform schon einmal ausgeübt haben, in Prozent			

Wer nicht mehr in die Schule geht, ist möglicherweise an seinem oder ihren Arbeitsplatz eingebunden und kann hier im Rahmen der Möglichkeiten der Arbeitsverfassung politisch aktiv sein. So gaben 2004 von jenen Jugendlichen, die Erfahrung mit regelmäßiger, bezahlter Erwerbsarbeit haben, 38% an, dass sie bereits einmal an einer MitarbeiterInnenversammlung teilgenommen haben, 23% haben bereits bei Betriebsratswahlen ihre Stimme abgegeben (Abbildung 7). Eine aktive Form der Partizipation, also selbst eine Funktion im Betriebsrat innezuhaben bzw. eine Gruppe von Mitarbeiter/innen organisiert zu haben, um Unternehmensentscheidungen zu beeinflussen, wird immerhin von 4 bzw. 7% der Befragten mit Berufserfahrung angegeben.

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

**Abbildung 7: politische Partizipation am Arbeitsplatz (Auswahl),
15-25jährige mit Berufserfahrung, 2004**

	Gesamt	Männer	Frauen	Stadt	Klein- stadt	Land
an Wahlen zum Betriebsrat teilgenommen	23	27	19	25	25	20
war Mitglied des Betriebsrates	4	4	5	7	5	2
habe an einer Mitarbeiterversammlung teilgenommen	38	37	39	32	40	42
habe eine Gruppe von Mitarbeitern organisiert, um Entscheidungen der Firmenleitung zu beeinflussen	7	8	7	9	4	7
n	507	262	245	201	99	207
Quelle: EUYOUNGPART 2004, eigene Berechnungen, Anteil derjenigen, die die Partizipationsform schon einmal ausgeübt haben, in Prozent derjenigen, die schon Erfahrung mit regelmäßiger, bezahlter Arbeit haben						

Der hier zu beobachtende Unterschied zwischen Männern und Frauen kann, auch wenn das mit den Daten der EUYOUNGPART-Studie nicht belegt werden kann, an der Struktur und dem Organisationsgrad der Betriebe liegen: Üblicherweise arbeiten Männer in einem höheren Ausmaß in größeren, gewerkschaftlich organisierten Betrieben als Frauen, Frauen also umgekehrt häufiger in Kleinbetrieben, in denen es keinen Betriebsrat gibt. Auch die Unterschiede zwischen Stadt und Land könnten strukturelle Ursachen haben.

Politische Partizipation via Internet und andere „Neuen Medien“ ist ein noch wenig erschlossenes Kapitel. Internet ist für Jugendliche kein „Neues“ Medium, sondern gehört für die meisten zum Alltag. Unklar ist aber, ob und inwieweit „Web 2.0“-Aktivitäten, etwa in sozialen Netzwerken wie Facebook, erfasst werden müssten, um Aktive Bürger/innen-schaft bei jungen Menschen adäquat zu beschreiben. Im zweiten Schritt stellt sich in diesem Kontext die Frage, ob diese Art von Aktivitäten Menschen mit einbindet, die sonst nicht politisch aktiv sind, oder ob es ohnehin dieselben sind, die einfach einen zusätzlichen Kanal nützen können. Fragen wie diese sind für Österreich noch ungeklärt und bedürfen einer genaueren Beschäftigung damit.

Internationale Studien wie CivicWeb geben eher Hinweise in die Richtung, dass das Internet als zusätzlicher Kommunikationskanal für politische Aktive sehr wertvoll ist. Internet oder andere Technologien werden etwa dazu genutzt, um online für Offline-Aktivitäten wie Demonstrationen usw. zu mobilisieren. Neu ist, dass das Internet neue Thematiken aufwirft, die dann tatsächlich die Ursache für politische Partizipation bilden, wie man am Beispiel der Thematik des Filesharing und dem Erfolg der sogenannten Piratenpartei, die sich rund um das Thema gebildet hat, bei den Europaparlamentswahlen in Schweden gesehen hat.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Illegale Formen der politischen Partizipation

Intentionales Handeln mit dem Ziel, etwas politisch zu bewirken, muss nicht notwendiger Weise im Rahmen der legalen Möglichkeiten stattfinden. Eines vorweg:

Illegale und gewalttätige Formen politischer Partizipation sind unter Jugendlichen in Österreich wenig verbreitet. Bei aller Einschränkung, die bei einer Umfrage in diesem Themenfeld gegeben sind, kann doch gesagt werden, dass von den illegalen Formen, die erfasst wurden, politische Graffiti und illegale Demonstrationen am weitesten verbreitet sind, 4% der 15-25jährigen gaben 2004 an, dies schon einmal gemacht zu haben. Zwischen 2 und 3% gaben an, schon an einer Veranstaltung teilgenommen zu haben, wo es zu Sachschaden oder gewalttätigen Auseinandersetzungen mit der Polizei oder dem politischen Gegner/innen kam. In der Interpretation dieser Zahl gilt es aber zu beachten, dass die Teilnahme an einer solchen Veranstaltung noch nicht bedeutet, dass der/die Befragte selbst an dem Sachschaden oder der Auseinandersetzung beteiligt war.

Abbildung 8: Illegale politische Aktivitäten von 15-25jährigen, 2004

	Gesamt
politische Botschaften oder Graffiti auf Wände geschrieben	4
an einer illegalen Demonstration teilgenommen	4
an einer politischen Veranstaltung teilgenommen, bei der es eine gewalttätige Konfrontation mit der Polizei gab	3
an einer politischen Veranstaltung teilgenommen, bei der Sachschaden entstand	2

Quelle: EUYOUNGPART 2004, eigene Berechnungen, Anteil derjenigen, die die Partizipationsform schon einmal ausgeübt haben, in Prozent

Bei zwei der abgefragten illegalen politischen Aktivitäten gibt es einen signifikanten Unterschied zwischen jungen Menschen, die sich selbst als links und solchen, die sich selbst als rechts einstufen: Politische Graffiti wurden bereits von 9% der als links eingestuften Jugendlichen gesprüht, aber nur von 2% der als rechts eingestuften. An Veranstaltungen, bei denen es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit der Polizei kam, haben 7% der „linken“ Jugendlichen aber nur 1% der „rechten“ teilgenommen.

Motive für Partizipation bzw. Nicht-Partizipation

Die Motive für die Beteiligung sind eng verknüpft mit dem Verständnis und der Wahrnehmung von Politik. Es stellt sich die Frage, welche Lebensbereiche als von der Politik durchdrungen wahrgenommen werden und ob es junge Menschen schaffen, ihre Lebenswelt als politisch zu verstehen.

Die lebensweltliche Verankerung bestimmt aber auch die Motive und Bereitschaft von Jugendlichen sich für ihre Interessen zu engagieren. Dafür bedarf es zweierlei, ein aktuelles Problem für die Jugendlichen, und eine Vorstellung davon, an wen sie sich wenden können, um eine Lösung herbeizuführen. In einer institutionellen Umgebung wie der Schule,

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

sind diese Einflussoptionen noch relativ transparent darstellbar, außerhalb der Schule wird die Möglichkeit der Beteiligung für die Jugendlichen durch eine gewisse Unübersichtlichkeit der Einflusskanäle erschwert.

Außerhalb der Schule kann die Gestaltung der für die Jugendlichen relevanten Räume von Bedeutung sein. Beispielhaft sei hier aus der Jugendstudie von GfK angeführt, dass sich über die Hälfte der Jugendlichen für bessere Ausbildungsmöglichkeiten oder vielfältigere Freizeitmöglichkeiten auf kommunaler Ebene engagieren würden.

Auch hier gilt aber: Ein Mitgestalten der Jugendlichen, z.B. bei der Ausstattung einer neuen Sportanlage, muss von diesen nicht notwendigerweise als politisches Handeln verstanden werden.

Einflussfaktoren auf Partizipation, Schule, Eltern, Peers usw.

Eine detaillierte Analyse der EUYOUNGPART Studie konnte auch für Österreich die in der Einleitung dargestellten Einflussfaktoren auf zwei ausgewählte Indikatoren für politische Partizipation, nämlich den Versuch, jemanden von einer Partei zu überzeugen, und die Teilnahme an einer Demonstration nachweisen: Den stärksten Einfluss auf das Verhalten haben die Freunde, aber auch Diskussionen mit den Eltern, insbesondere mit der Mutter steigern die politische Partizipation. Aus dem Einflussbereich der Schule sind sowohl das politische Wissen als auch die Erfahrungen in der Schule mit demokratischen Prozessen ausschlaggebend für andere Formen der Partizipation außerhalb der Schule (Schwarzer/Zeglovits, 2009).

Wie im nachfolgenden Abschnitt 4 dargestellt wird, kann die Arbeit mit jungen Menschen im schulischen oder außerschulischen Kontext wichtige Impulse setzen, um die Einfluss-sphären der Familien und Freunde zu verstärken oder abzuschwächen. Wichtig sind dabei aber in erster Linie die Opportunitätsstrukturen zur Mitbestimmung und Mitgestaltung. Diese können die Selbstwirksamkeitswahrnehmung von jungen Menschen beeinflussen, insbesondere dann, wenn sie derlei Erfahrungen der Mitbestimmung nicht in anderen Kontexten erleben.

Was dabei offen bleibt, ist, wie junge Erwerbstätige zur Partizipation motiviert und mobilisiert werden können, fallen doch die Unterstützungsmöglichkeiten durch die Schule früher weg als bei anderen. Die Rolle von Gewerkschaften und Funktionär/innen von Betriebsräten ist dabei unbestritten, bedarf aber einer Ergänzung schon alleine für jene, die in sich ändernden wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in kleinen oder gewerkschaftlich nicht organisierten Betrieben erwerbstätig sind. Auch Vereine, deren Bedeutung für die politische Mobilisierung immer wieder beschrieben wurde, scheinen für Jugendliche nicht die Anlaufstelle erster Wahl zu sein. In diesem Sinn wird der außerschulischen Jugendarbeit in Zukunft eine große Bedeutung zukommen.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

4. Wahlaltersenkung

Wahlbeteiligung – alles im Grünen Bereich!

Nach den Wiener Gemeinderatswahlen im Jahr 2005 wurde aus einer Zufallsauswahl an Wahlsprenkeln die tatsächliche Wahlbeteiligung der 16-17jährigen errechnet. Mit 59% lag diese im Bereich der Gesamtwahlbeteiligung (61%) und nicht, wie im Vorfeld befürchtet, deutlich darunter (Ogris u.a., 2005).

Die Wahlbeteiligung der 16-18jährigen bei der Nationalratswahl 2008 kann zwar nur aus der Umfrage geschätzt werden, zeigt aber einen ähnlichen Trend. 86% der Befragten geben an, an der Wahl teilgenommen zu haben, dieser Wert ist wegen des sozial erwünschten Antwortverhaltens mit Sicherheit zu hoch, ist aber zugleich ein wertvoller Hinweis auf das Vorhandensein der Wahlnorm. Auf der anderen Seite machen zwei Drittel aller Befragten, nämlich 66% eine Angabe über die Partei, die sie gewählt haben. Damit kann für die tatsächliche Wahlbeteiligung eine Spannweite von 66% bis 86% angenommen werden. Wir schätzen daher die Wahlbeteiligung mit etwa 76% (den Werte, der genau in der Mitte liegt), und damit eine Wahlbeteiligung bei den jüngsten Wähler/innen, die in etwa ähnlich hoch ist wie im gesamten Elektorat.

Bei beiden analysierten Wahlen ist aber ein Unterschied zwischen Schüler/innen und Erwerbstätigen zu erkennen (wobei wir hier die Lehrlinge den Erwerbstätigen zurechnen), Schüler/innen haben eine höhere (selbst berichtete) Wahlbeteiligung. Effekte von Kampagnen sind teilweise bei Lehrlingen oder jungen Erwerbstätigen stärker als bei Schüler/innen, tragen also dazu bei, der Unterschied zu reduzieren.

Begleitmaßnahmen

Die Wahlaltersenkung war von verschiedenen Maßnahmen begleitet. Untersucht wurden im Rahmen der Studie „Wählen mit 16“ für die Nationalratswahlen 2008 die Demokratieinitiative des BMUKK und des BMWF und die Demokratiewerkstatt des Parlaments. Die Wahrnehmung der beiden Maßnahmen war mit über 20% bei 16-18jährigen sehr hoch. Die Demokratieinitiative konnte zudem dazu beitragen, das politische Interesse zu steigern, und das besonders bei Wähler/innen mit einem niedrigeren Bildungshintergrund, konnte also einen Beitrag dazu leisten, die Unterschiede nach Bildungshintergrund zu reduzieren. Die DemokratieWerkstatt des Parlaments hatte einen direkten positiven Effekt auf die Wahlbeteiligung (Zeglovits/Schwarzer, 2009). Auch rund um die Wiener Gemeinderatswahlen 2005 gab es Begleitmaßnahmen von Seiten des Wiener Stadtschulrats. Es konnte gezeigt werden, dass Maßnahmen, die die Schüler/innen aktiv einbanden, wie etwa ein Nachstellen der Wahl, deutliche Effekte auf die Wahlbeteiligung hatte, reine Informationsmaßnahmen hingegen weniger (Ogris u.a., 2005, S.28).

Die bereits dargestellten positiven Entwicklungen seit der Wahlaltersenkung, was Interesse etc. betrifft, können zwar aufgrund der Datenlage nicht eindeutig mit den Begleitmaßnahmen in Zusammenhang gebracht werden, sind aber dennoch ein Zeichen dafür, dass die Vorbereitung der ErstwählerInnen auf die Wahlen gelungen ist.

TEIL A - KAPITEL 4: INTERESSEN - WERTE - BEZIEHUNGEN

5. Resümee und Handlungsempfehlungen

Aktive Bürger/innenschaft und politische Partizipation junger Menschen in Österreich nimmt vielfältige Formen an. Dabei wird auch deutlich, dass es nicht allein die formale Partizipation des Wählens ist, die junge Menschen anzieht, sondern dass die jungen Menschen versuchen, sich in unterschiedlicher Form und auf unterschiedlichen Wegen in die Gestaltung Österreichs einzubringen. Nicht der formale Organisationsgrad und Wahlbeteiligungen sind wichtig für das demokratische System Österreichs, sondern die generelle Bereitschaft und den Willen zu entwickeln, sich bei der Gestaltung des politischen Systems und der Gesellschaft einzubringen. Kaum eine andere Form politischer Herrschaft braucht so sehr die reale Beteiligung ihrer Bürger/innen wie die Demokratie.

Auch wenn der Forschungsstand in Österreich einige Fragestellungen offen lässt, so lassen sich aus dem vorhandenen Wissensstand einige Ansatzpunkte identifizieren, um Aktive Bürger/innenschaft von Jugendlichen zu fördern.

Die Rahmenbedingungen dafür haben sich mit der Wahlaltersenkung und der Einführung des Schulfaches Politische Bildung (im Rahmen von Geschichte/Sozialkunde) für die achte Schulstufe nachhaltig geändert, da nun alle Jugendlichen in Österreich im Unterricht wichtige Kompetenzen erwerben können, und damit zumindest was das Wissen betrifft, ähnliche Ausgangssituationen hergestellt werden können. Politisches Wissen kann in Kombination mit anderen, auf Politik bezogenen Erfahrungen tatsächlich einen Effekt auf die kurz-, mittel- und langfristige politische Partizipation eines Individuums haben. Es ist die Kombination aus Wissen und Erfahrungen – Erfahrungen mit demokratischen Prozessen, Erfahrungen, als Jugendlicher von der Politik ernst genommen zu werden, die eine Bindung junger Menschen an das politische System der Demokratie und die Notwendigkeit aktiven Einbringens in die Belange dieser Demokratie evozieren. Die Schule kann nun mit dem Unterrichtsfach und den Möglichkeiten im Rahmen der Schuldemokratie Entscheidendes dazu beitragen, Grundsteine für den Beteiligungswillen zu legen.

Natürlich bleibt die Bedeutung von Erfahrungen, die jemand in der Familie und im Freundeskreis sammelt, aufrecht. Chance der Schule ist es, auch bei Jugendlichen, die aus einem wenig politisierten Umfeld kommen, Interesse zu wecken.

Weit distanziert von der Politik sind aus heutiger Sicht vor allem jene Jugendliche, schon früh im Berufsleben stehen, sowie Jugendliche mit Migrationshintergrund. Diese Jugendlichen zur Aktiven Bürger/innenschaft zu motivieren, ist die große Herausforderung. Es ist jedoch unabdingbar, dass auch dort die unterschiedlichen Formen politischer Partizipation stimuliert und gefördert werden. Jungen Menschen sollten in den Berufsschulen und in ihren Betrieben Möglichkeiten der Mitgestaltung eingeräumt werden, damit auch deren Selbstwirksamkeitswahrnehmung gestärkt wird und ihre Bereitschaft sich mit der Demokratie aktiv auseinanderzusetzen zu erhöhen.

Gerade weil junge Berufstätige nicht mehr über die Schule erreicht werden können, kommt der außerschulischen Jugendarbeit für diese Gruppe eine ganz besondere Bedeutung zu.

Anzudenken wären Initiativen oder Aktionen analog zur DemokratieInitiative, die sich aber insbesondere auch an junge Berufstätige bzw. an Jugendliche mit Migrationshintergrund richten, damit auch diese sich von der Politik ernst genommen fühlen.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Welche Rolle dabei Neue Medien spielen können, ob Soziale Digitale Netzwerke mehr oder andere Jugendliche ansprechen können, ist nicht geklärt und bedarf weiterer Forschung.

Es liegt nicht an den jungen Berufstätigen, auf die Politik zuzugehen, sondern an der Politik, den ersten Schritt zu machen. Die österreichische Gesellschaft braucht aktive Bürger/innen in allen gesellschaftlichen Schichten.

Literatur

- Barber, B. (1985): *Strong Democracy: Participatory Politics for a New Age*. Berkeley and Los Angeles: University of California Press
- Barnes, S. H./Kaase, M. (1979): *Political Action. Mass participation in five western democracies*. Beverly Hills: Sage
- BMWfJ (2010): *Der neue Jugendmonitor – Meinungen und Einstellungen der österreichischen Jugendlichen*, <http://www.bmwfj.gv.at/SiteCollectionDocuments/Jugendmonitor.pdf> [1. April 2010]
- Denny, K./Doyle, O. (2009): *Does Voting History Matter? Analysing Persistence in Turnout*. *American Journal of Political Science* 53 (1), 17-35
- EUYOUPART (2005): *Political Participation of Young People in Europe – Development of Indicators for Comparative Research in the European Union (EUYOUPART)*. Deliverable 17: Final Comparative Report., Forschungsbericht, SORA
- Fieldhouse, E./Tranmer, M./Russel, A. (2007): *Something about young people or something about elections? Electoral participation of young people in Europe: Evidence from a multilevel analysis of the European Social Survey*. *European Journal of Political Research* 46 (6), 797-822
- Filzmaier, P. (2007): *Jugend und Politische Bildung. Einstellungen und Erwartungen von 14- bis 24-jährigen*, Forschungsbericht, Donau Universität Krems
- Franklin, M. N. (2004): *Voter turnout and the dynamics of electoral competition in established democracies since 1945*. Cambridge, New York, Melbourne, Madrid, Cape Town: Cambridge University Press
- Friesl, C./Kromer, I./Polak, R. (2008): *Lieben – Leisten – Hoffen. Die Wertewelt junger Menschen in Österreich*. Wien: Czernin
- Galston, W. A. (2001): *Political Knowledge, Political Engagement and Civic Education*. *Annual Review of Political Science* (4), 217-234
- GfK_Austria (2007): *Jugend und politische Orientierungen, im Auftrag von Industriellenvereinigung und BM für Gesundheit, Familie und Jugend*
- Hofer, V./Ladner, K./Reichmann, G. (2008): *Herabsetzung des Wahlalters auf 16 Jahre – Fortschritt oder Irrweg*. *Journal für Rechtspolitik* 16 (1), 27-32
- Hoskins, B./Mascherini, M. (2008): *Measuring Active Citizenship through the Development of a Composite Indicator*. *Social Indicators Research* 90 (3), 459-488
- ICT&S Center (2007): *ePartizipation – „Jugend aktiv“ . Das aktive IKT-Nutzerverhalten von Salzburger Jugendlichen mit besonderer Berücksichtigung von (politisch) partizipativen Formen von Internet und mobiler technischer Kommunikation*, Universität Salzburg
- Kirlin, M. (2002): *Civic skill building: The missing component in Service learning?* *PS: Political Science & Politics* 35 (3), 571-575
- Ogris, G./Kozeluh, U. u.a. (2005): *Wählen heißt erwachsen werden! Analyse des Wahlverhaltes 16- bis 18-jähriger Jugendlicher bei den Wiener Landtagswahlen 2005*, SORA – ÖIJ – WZW
- Pelinka, A. (2005): *Jugend und Politik*. In: *Jugendforschung, Ö. I. f. (Hg.): Die Jugend ist die Zukunft Europas – aber bitte noch nicht jetzt*
- Plutzer, E. (2002): *Becoming a Habitual Voter: Inertia, Resources, and Growth in Young Adulthood*. *American Political Science Review* 96 (01), 41-56
- Renner-Institut (2008): *Jugendstudie des Renner-Institutes. Kurzinformation zur RI-Jugendstudie 2008*, Renner-Institut
- Schwarzer, S./Zandonella, M. u.a. (2009): *"Wählen mit 16" Eine Post Election Study zur Nationalratswahl 2008. Befragung-Fokusgruppen-Tiefeninterviews*,

TEIL A – KAPITEL 4: INTERESSEN – WERTE – BEZIEHUNGEN

- Schwarzer, S./Zeglovits, E. (2009): Wissensvermittlung, Politische Erfahrungen und Politisches Bewusstsein als Aspekte Politischer Bildung sowie deren Bedeutung für Politische Partizipation. Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 3 (Politische Bildung Revisted), 325-340
- Spanring, R./Ogris, G./Gaiser, W. (Hg.) (2008): Youth and political participation in Europe. Results of the comparative study EUYOUNG, Leverkusen: Barbara Budrich Publishers, Opladen & Farmington Hills
- Torney-Purta, J. (2002): The school's role in developing civic engagement: A study of adolescents in twenty-eight countries. Applied Development Science 6 (4), 203-212
- Torney-Purta, J./Barber, C. u.a. (2008): Profiles of Civic Life Skills Among Adolescents: Indicators for Researchers, Policymakers, and the Public. Child Indicators Research 1 (1), 86-106
- Verba, S./Schlozman, K. L./Brady, H. E. (1995): Voice and Equality. Civic Voluntarism in American Politics. Cambridge London: Harvard University Press
- Westphal, S./Waechter, N./Ptaszynska, A. (2008): Learning for participation: family, peers, school, work and voluntary organizations. In: Spanring, R./Ogris, G./Gaiser, W. (Hg.): Youth and political participation in Europe. Results of the comparative study EUYOUNG, Leverkusen: Barbara Budrich Publishers, Opladen & Farmington Hills
- Zeglovits, E./Schwarzer, S. (2009): Lowering voting age in Austria – evaluation of accompanying campaigns for 16-18year olds. Konferenzbeitrag. ECPR 5th General Conference, Potsdam, 10-12 Sept. 2009

DIE AUTORIN, DER AUTOR:

Eva Zeglovits, Mag.a, Studium der Statistik an der Universität Wien, ehemals wissenschaftliche Mitarbeiterin bei SORA, Institute for Social Research and Analysis, Wien – nunmehr Department of Methods in the Social Sciences, University of Vienna; Doktoratsstudium an der Universität Wien, Forschungsschwerpunkte: politische Kommunikation, politische Partizipation, Wahlverhalten, politische Bildung, empirische Methoden in den Sozialwissenschaften.

Steve Schwarzer, Magister Artium in den Fächern Politikwissenschaft, Philosophie und Neuere dt. Literatur, Postgraduale Ausbildung am Institut für Höhere Studien und im Graduiertenkolleg „Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells“ der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Seit 2002 regelmäßige Lehrverpflichtungen im Bereich der sozialwissenschaftlichen Methoden und Forschungsdesigns an den Instituten für Politikwissenschaft und Pflegewissenschaft der Universitäten Wien. 2007-2010 bei SORA – Institute for Social Research and Analysis mit den Arbeitsschwerpunkten Politische Bildung, Politische Partizipation, Evidenced based Policy-Making. Nunmehr bei TNS Opinion, Belgien.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Kapitel 5: Gesundheit – riskantes Verhalten – Delinquenz

5.1 Die Gesundheit der Jugend in Österreich als Grundlage für politische Maßnahmen

**Wolfgang Dür
Robert Griebler
Markus Hojni**

1. Theorie der Gesundheit und der Gesundheitspolitik

Seit der bahnbrechenden Definition aus dem Gründungsdokument der WHO von 1948, wonach Gesundheit mehr ist als nur die Abwesenheit von Krankheit, nämlich „das völlige körperliche, geistige und soziale Wohlbefinden“, hat sich ein Verständnis durchgesetzt, das die Fitness, Funktionalität, Leistungs- und Zufriedenheitsfähigkeit der Individuen umschließt und Gesundheit in der Form von Human- und Sozialkapital als gesellschaftlichen Produktivfaktor begreift, der heute oftmals wichtiger ist als Geld (Nefiodow 2001). Gesundheit umreißt insofern ein breites Spektrum an individuellen Zuständen, die mit gesellschaftlichen Faktoren auf das Engste verknüpft sind. Diese Zustände kann man sich als auf einer Skala aufgereiht vorstellen, die am negativen Ende von Tod über Krankheit, Beschwerden und Beschwerdefreiheit bis zu optimalem Leistungsvermögen, Selbstverwirklichung und hoher Lebenszufriedenheit reicht (Antonovsky 1997).

Die Erhaltung und Förderung der Gesundheit ist daher zu einem der vorrangigsten Ziele der Gesellschaft geworden. Insbesondere mit Blick auf Kinder und Jugendliche wird dabei nicht allein über das Lebensglück von Individuen entschieden, sondern über die Zukunftsfähigkeit der Gesellschaft insgesamt in einer globalisierten Welt.

Zur wissenschaftlichen Unterstützung dieser Aufgabe bedient sich die moderne Gesundheitsforschung einer Vielzahl theoretischer Konzepte und Methoden aus Medizin, Epidemiologie, Psychologie, Soziologie, Politologie sowie Erziehungs- und Ernährungswissenschaften, deren unterschiedliche Zugänge es ermöglichen, die sehr hohe Komplexität des Themas Gesundheit auf einer interdisziplinären Ebene zu bearbeiten (Hurrelmann et al. 2006). Durch Grundlagenforschung, aber auch durch Interventions- und Evaluationsforschung ist es im Laufe weniger Jahrzehnte gelungen, ein umfassendes Bild der Wechselwirkungen zwischen Individuen und ihren natürlichen, technischen und sozialen Umwelten zu zeichnen.

Für die darauf aufbauende Planung und Umsetzung von Interventionen für Gesundheit ist von eminenter Bedeutung, dass weder der individuellen noch der sozialen Seite der Vorzug gegeben wird, sondern dass Maßnahmen direkt auf die Schnittstellen zwischen den Menschen und den sie umgebenden sozialen Systemen gerichtet werden. Der dafür häufig verwendete Begriff „Empowerment“ steht genau für diese Strategie: soziale Strukturen zu schaffen, die die Eigenverantwortung des Individuums fördern und fordern und zugleich die Chancen des Einzelnen erhöhen, darin erfolgreich zu sein.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Da Gesundheit dort entsteht, wo „Menschen leben, lieben, arbeiten und spielen“ (Ottawa Charter 1986), sind die sozialen Strukturen, die für Gesundheitsförderung in den Blick zu nehmen sind, äußerst weitläufig. Eine gezielte Gesundheitspolitik benötigt daher Konzepte und Richtlinien, die wissenschaftliche Erkenntnisse konzentrieren und mit der Praxis verbinden. Die finnische EU-Präsidentschaft hat 2006 mit dem Konzept „Health in All Policies“ ein solches vorgelegt.

2. Beurteilung der verwendeten Daten

Die hier vorgestellten Daten zum Gesundheitszustand, Gesundheitsverhalten und den sozialen Determinanten von Gesundheit entstammen folgenden Quellen: Für die 11- bis 15-Jährigen wurden die Daten des 7. österreichischen HBSC-Survey herangezogen, der in enger Kooperation mit dem Europabüro der WHO durchgeführt wird (Dür/Griebler 2007a). Der Survey fand im März 2006 statt und basiert auf einem Selbstausfüllerfragebogen. Insgesamt wurden 4.096 11-,13- und 15-jährige Schüler/innen befragt, die per Zufallsauswahl aller österreichischen Schulklassen der 5., 7., und 9. Schulstufe, quotiert nach Alter, Geschlecht, Schultyp und Bundesland ermittelt wurden (Rücklaufquote von 79,7%).

Für die 15- bis 29-Jährigen, wurden die Ergebnisse der österreichischen Gesundheitsbefragung 2006/07 verwendet, bei der 3.039 15-bis 29-Jährige befragt wurden. Die Stichprobe wurde aus den Daten des Zentralen Melderegisters entnommen. Insgesamt wurden 25.130 Personen in die Befragung eingeschlossen, von denen 15.474 Personen an der Befragung teilgenommen haben (Rücklaufquote von 63,1%). (Statistik Austria 2007a)

Ergänzt wurden diese Ergebnisse um Daten aus dem 3. European Social Survey (ESS), der in den Jahren 2006/2007 in 30 europäischen Ländern durchgeführt wurde, wobei in Österreich, basierend auf einer geschichteten Zufallsstichprobe, 2.405 Personen befragt wurden (Rücklaufquote 63,96%); und dem Kärntner Jugendgesundheitsbericht 2006, einer Befragung Kärntens 10- bis 22-Jähriger, an der 3.215 Personen teilnahmen und die ebenfalls anhand einer geschichteten Zufallsauswahl, nach Gemeindegröße (proportional) und Bezirk (disproportional) erhoben wurde. Weiters ergänzt durch Daten aus der Studie zur Gesundheit von Lehrlingen in Wien (2001), einer repräsentativen Studie über Wiens 15 bis 19-Jährige Lehrlinge, an der 1.044 Personen teilnahmen und um Daten der internationalen WHO-HBSC-Studie, die zuletzt (2005/06) in 42 Ländern unter der Beteiligung von 204.534 Schüler/innen, durchgeführt wurde (Currie et al. 2008).

Auch wenn die Datenlage grundsätzlich zu verbessern ist, können die genannten Quellen für den hier verwendeten Zweck als ausreichend angesehen werden. Sie gewähren einen umfassenden Blick auf die zentralen Elemente der Gesundheit österreichischer Jugendlicher und junger Erwachsener.

3. Der Gesundheitszustand der 11-bis 29-Jährigen

Positive Gesundheit

Der Begriff „positive Gesundheit“ steht für den positiven, krankheits- und beschwerdefreien Teil der genannten Skala. Da es sich dabei um subjektive Zustände handelt, sind diese auch nur subjektiv messbar und haben kein äußeres, quasi objektives Korrelat. Die in der Gesundheitsforschung hauptsächlich verwendeten Indikatoren „subjektive Gesundheit“,

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

„Lebenszufriedenheit“ und „gesundheitsbezogene Lebensqualität“ haben sich nicht nur als schlanke und kosteneffiziente, sondern auch als äußerst zuverlässige Instrumente erwiesen, die im Verhältnis zu klinischen Indikatoren der Vorsorgeuntersuchung eine ebenso gute, häufig sogar bessere Prognosegenauigkeit bieten (vgl. Dür/Griebler 2007a).

Für die genannten Indikatoren zeigt sich, dass lediglich 2 von 5 der unter 15-Jährigen eine „ausgezeichnete“ Gesundheit aufweisen, während alle anderen mehr oder weniger große Abstriche berichten. Bei den über 15-Jährigen stuft jeder Zweite seine Gesundheit bestmöglich ein („sehr gut“; Statistik Austria 2007a).

In allen Altersgruppen, aber verstärkt nach dem 13. Lebensjahr, stufen die Mädchen bzw. Frauen ihre Gesundheit signifikant schlechter ein als Burschen bzw. junge Männer.

Dieser Geschlechtsunterschied zeigt sich auch bei der Selbstbewertung der eigenen Lebensqualität, die bei männlichen Jugendlichen etwas höher ist. Auch die Lebensqualität nimmt bei beiden Geschlechtern mit dem Eintreten in die Pubertät dramatisch ab, um bei den 15- bis 29-Jährigen wieder anzusteigen. Es drückt sich darin aus, dass die Lebensbedingungen in der Familie und in der Schule den Anforderungen des Erwachsenwerdens nicht gut entsprechen.

Abbildung 1:
Ausgezeichnete Gesundheit der 11-, 13- und 15-jährigen Schüler/innen, nach Alter und Geschlecht.

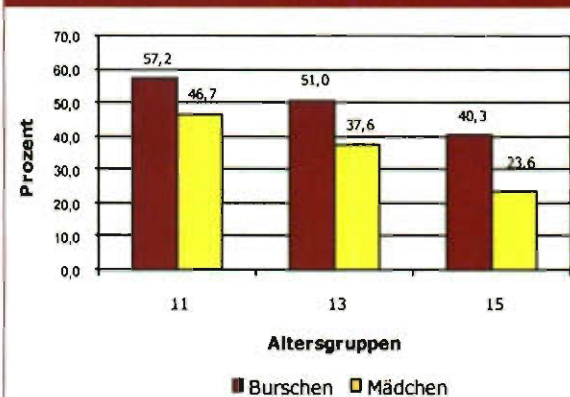
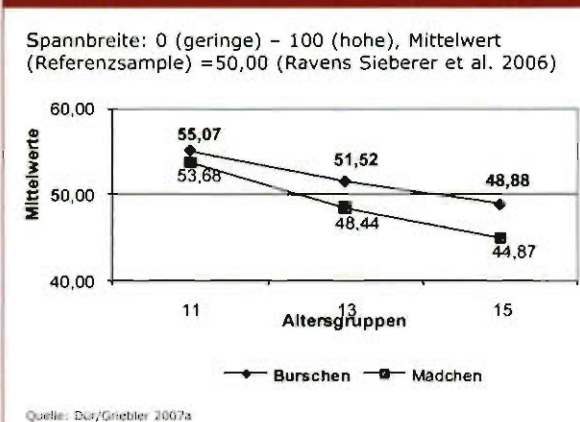


Abbildung 2:
Gesundheitsbezogene Lebensqualität, der 11-, 13- und 15-jährigen Schüler/innen, nach Alter und Geschlecht.



Physische und psychische Beschwerden

Im Anschluss an die allgemeine Übersicht der gesundheitlichen Selbsteinschätzung geben die Häufigkeiten und die Art von physischen und psychischen Beschwerden Aufschluss über die kurzfristigen Auswirkungen von Belastungen. Kopfschmerzen, Muskelverspannungen, Nervosität, usw. sind Anzeichen für eine einseitige Überbelastung des Organismus, die sich auf gesundheitsrelevante Verhaltensweisen zurückführen lassen. Verhältnisse am Arbeitsplatz, in der Schule, wie auch im Privatleben tragen dazu bei, dass sich bestimmte Verhaltensweisen verfestigen und sich negativ auf Physis und Psyche der Jugendlichen auswirken.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Dabei lassen sich zwei Muster hervorheben: (1) Wie erwartet sind körperliche Probleme für die 11- bis 15-Jährigen nicht in einer Form vorhanden, die sie selbst als ernsthaft beeinträchtigend empfinden und (2) weisen auch hier Mädchen wesentlich mehr Defizite auf als Burschen.

Bei den unter 15-Jährigen sind es vor allem psychische Beschwerden, die zu einem verminderten Gesundheitszustand beitragen. Schlafstörungen (16%), Nervosität (10%), sowie „schlechte Laune“ (11,5%) sind dabei die von den Jugendlichen vorrangig genannten Beeinträchtigungen (siehe Abb. 3).

Erste ernsthafte körperliche Beschwerden machen sich erst in der Gruppe der 15- bis 29-Jährigen bemerkbar. Während in der Altersgruppe der 15- bis 29-Jährigen psychische Belastungen mit dem Älterwerden leicht abnehmen, nehmen physische Beschwerden zu. Hauptsächlich leiden die 15- bis 29-Jährigen unter Beschwerden im Bereich der Hals- (13,1%) und Lendenwirbelsäule (24,6%) (Statistik Austria 2007a). Dies weist darauf hin, dass nach der Pubertät die anhaltenden einseitigen Belastungen durch überwiegend sitzende Tätigkeiten in Schule, Freizeit und Beruf, gepaart mit zu wenig ausgleichender Bewegung ihre ersten Auswirkungen zeigen.

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

Abbildung 3: Körperliche und psychische Beschwerden (wöchentlich oder öfter) bei 11-, 13- und 15-jährigen Schüler/innen, nach Alter und Geschlecht

		Altersgruppen			Gesamt
		11	13	15	
Kopfschmerzen	B	8,0	9,8	5,6	8,0
	M	11,3	15,0	20,7	15,6
	G	9,6	12,4	13,6	11,8
	n	134	176	168	478
Magen-/Bauchschmerzen	B	5,7	4,4	4,4	4,9
	M	8,9	12,5	12,8	11,4
	G	7,3	8,5	8,9	8,2
	n	102	120	110	332
Rücken-/Kreuzschmerzen	B	6,2	8,3	8,6	7,6
	M	5,0	9,4	12,8	9,0
	G	5,6	8,8	10,9	8,3
	n	78	126	134	338
Fühle mich allgemein schlecht	B	3,3	5,0	4,8	4,3
	M	4,5	6,4	10,1	7,0
	G	3,9	5,7	7,6	5,6
	n	54	81	94	229
Bin gereizt oder schlecht gelaunt	B	8,2	10,5	10,1	9,6
	M	8,4	14,3	17,6	13,4
	G	8,2	12,4	14,1	11,5
	n	115	176	174	465
Fühle mich nervös	B	8,3	9,2	8,1	8,6
	M	9,3	11,9	12,8	11,4
	G	8,8	10,5	10,6	10,0
	n	123	150	131	404
Kann schlecht einschlafen	B	14,9	15,8	13,2	14,7
	M	17,7	18,5	19,4	18,6
	G	16,4	17,2	16,5	16,7
	n	229	245	204	678
Fühle mich benommen, schwindlig	B	5,5	5,8	3,9	5,2
	M	5,2	8,8	13,2	9,0
	G	5,3	7,3	8,9	7,0
	n	75	104	109	288

Quelle: Dür/Griebler 2007a
 Legende: B=Burschen, M=Mädchen, G=Gesamt

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Chronische Erkrankungen

Neben physischen und psychischen Beschwerden, die eine immer größere Rolle im alltäglichen Leben der Jugendlichen spielen, sind chronische Erkrankungen⁴² ein ebenso ernstzunehmendes Problem (Bengel et al. 2003). Stress, einseitige Arbeitsbedingungen und die wachsenden Anforderungen einer an Komplexität rasant zunehmenden Welt, fordern nicht nur in den späteren Lebensabschnitten ihren Tribut, sondern treten bereits vermehrt in der Jugend auf.

Für Österreichs Jugend zwischen 11 und 15 Jahren sind keine wesentlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Jahrgängen gegeben. Rund 20% weisen ihren Aussagen zufolge eine chronische Krankheit auf, wobei keine bedeutsamen Geschlechtsunterschiede festzustellen sind (Dür/Griebler 2007a). Lediglich bei der Altersgruppe der 15- bis 29-Jährigen steigt die Zahl der registrierten Allergien an und betrifft rund ein Viertel der Jugendlichen (Statistik Austria 2007a).

Übergewicht

Die Anteile der Jugendlichen, die an Übergewicht oder Adipositas leiden, haben in den letzten Jahren signifikant zugenommen (WHO 2003, Flodmark et al. 2004). Unausgewogene Ernährung und zu wenig Bewegung sind hier die Hauptursachen, die zu dieser Entwicklung führten und deren Trend weiter geht.

Der Body Mass Index (BMI), angepasst an Alter und Geschlecht (Kromeyer-Hauschild et al. 2001), zeigt, dass rund 2 von 10 Jugendlichen unter 15 übergewichtig oder adipös sind (siehe Abb.4), (WHO 2000; Zwibauer 2007). Bis zum 30. Lebensjahr steigt dieser Wert bei den Männern nur mehr geringfügig an und nimmt bei den Frauen sogar leicht ab (Abb.5, Statistik Austria 2007a).

Abbildung 4:
Anteil übergewichtiger und adipöser
11- bis 14-Jähriger in Österreich.

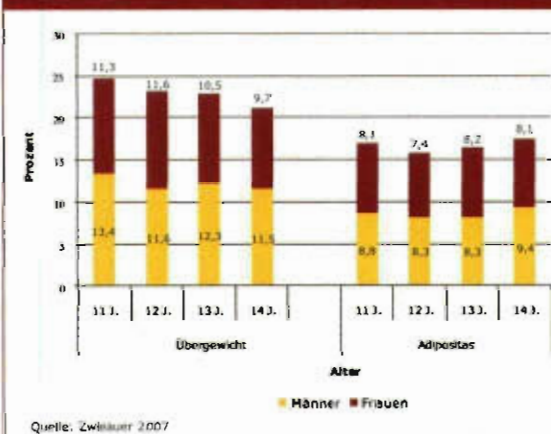
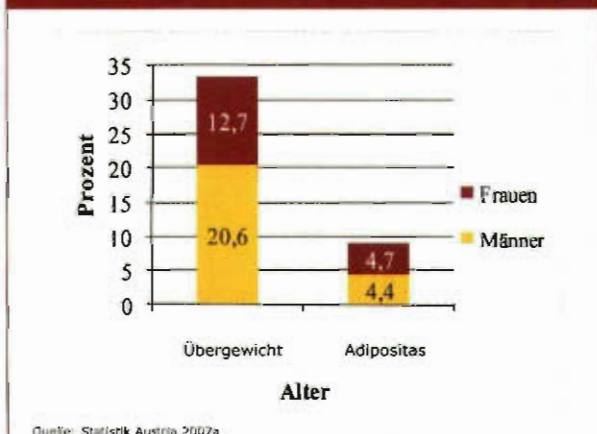


Abbildung 5:
Anteil übergewichtiger und adipöser
15- bis 29-Jähriger in Österreich



⁴² Darunter werden Krankheiten verstanden, die längere Zeit (mindestens jedoch drei Monate) andauern und nicht durch Impfungen vermieden oder aber durch Medikamente dauerhaft geheilt werden können. (Dür/Griebler 2007a)

4. Gesundheits- und Risikoverhalten

Auf der Suche nach den Ursachen für die Gesundheit der Jugendlichen sind das Gesundheits- und Risikoverhalten jene Bereiche, die den unmittelbarsten Einfluss ausüben, wenn auch nicht 100%ig in der Kontrolle des Individuums liegen (WHO 2002).

Die Wahl der Ernährung, ob und in welchem Ausmaß Sport betrieben wird, Alkohol- und Tabakkonsum sind zunächst Entscheidungen, die jeder für sich treffen kann. Das gilt jedoch nur theoretisch und nur so lange, als man sie unabhängig voneinander und ohne ihren sozialen Kontext betrachtet. Man muss indessen davon ausgehen, dass sich diese Verhaltensweisen gegenseitig bedingen und zu kompakten Lebensstilen verdichtet auftreten, die mit dem Selbstbild und der persönlichen Identität ebenso verbunden sind wie mit bestimmten sozialen Milieus, die einen Handlungsrahmen für Verhalten allgemein vorgeben.

Durch Studien ist belegt, dass der Grundstein für die Ausbildung solcher Lebensstile in der Jugend gelegt wird. Früh angenommene Verhaltensmuster werden durch die ständige Wiederholung zu einem festen Bestandteil des Lebens, lagern sich in der Biografie des Individuums ab und werden durch Angebote, Verlockungen und Belastungen des Alltags unterstützt.

Gesundheitsverhalten der Jugend in Österreich

Bewegung

Dass körperliche Aktivitäten einen positiven Einfluss auf den menschlichen Metabolismus haben, wurde in den letzten Jahrzehnten anhand vieler Studien bewiesen (CDC 1996; Sallis/Owen 1999). Tägliche intensive körperliche Betätigung von 60 Minuten und mehr haben, laut Experten, nicht nur nachweislich einen positiven Effekt auf das physische und psychische Leistungsvermögen, sondern reduzieren auch entscheidend gesundheitsrelevante Risikofaktoren (z.B. Herz-Kreislaufkrankung), deren Gefahren nicht nur im fortgeschrittenen Alter eine Bedrohung darstellen (WHO 2007).

Die Gestaltung des Alltags in Schule, am Arbeitsplatz und in der Freizeit haben entscheidenden Einfluss auf das aktive Bewegungsverhalten⁴³ der Jugendlichen. Indem sie auch ihre Freizeit hauptsächlich vor dem Fernseher oder dem Computer sitzend verbringen, haben sie bereits einen ähnlich bewegungslosen Alltag wie Erwachsene. Dementsprechend sind sie auch bereits früher mit ähnlichen Beschwerden konfrontiert. Übergewicht, Depressionen, Muskelverspannungen und Beschwerden im Bereich der Wirbelsäule sind nur einige wenige der Probleme, die neben der Notwendigkeit von medizinischen Behandlungen das Wohlbefinden und die (schulische) Leistungsfähigkeit der Jugendlichen vermindern.

Betrachtet man das Bewegungsverhalten der Jugendlichen, so zeigt sich, dass ab dem 13. Lebensjahr ein Rückgang in der Häufigkeit körperlichen Aktivitäten zu verzeichnen ist. Dem von Experten empfohlenen Ausmaß an gesundheitsfördernder körperlicher Betätigung entspricht unter den 13-Jährigen nur jede/r Fünfte und unter den 15-Jährigen sogar nur mehr jede/r Zehnte (Dür/Griebler 2007a). Bei den über 15-Jährigen reduziert sich das tägliche aktive Bewegungsverhalten drastisch, sodass sich nur mehr drei Viertel der Jugendlichen einmal pro Woche sportlich betätigen.

⁴³ im Rahmen sportlicher Betätigung zur Steigerung der körperlichen Leistungsfähigkeit

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Ernährung

Ebenso wie das Bewegungsverhalten trägt eine ausgewogene Ernährung zur Vermeidung zahlreicher kurz- und langfristiger Gesundheitsprobleme, wie z.B. Anämie, Adipositas, Essstörungen, sowie Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Krebs und Gehirnschlag bei (Pollit et al. 1998). Das Wissen um die Wichtigkeit der richtigen Ernährung wird vor allem für Jugendliche noch dadurch unterstrichen, dass Ernährung ein erlerntes Verhalten ist, das bereits in den frühen Jahren entscheidend geprägt wird und sich dementsprechend auf das spätere Leben auswirkt (Kelder et al. 1994; Lien et al. 2001). Von entscheidender Bedeutung sind dabei vor allem psychosoziale Faktoren in Kindheit und Jugend (Sigman-Grant 2002; Story et al. 2002).

Gesund ernähren sich nur ca. 20% bis 30% der unter 15-Jährigen, indem sie täglich Obst und Gemüse zu sich nehmen. Dies nimmt jedoch zwischen dem 11. und 15. Lebensjahr mit zunehmendem Alter ab. Steigender Beliebtheit hingegen erfreut sich der Konsum von ungesunden Lebensmitteln wie Süßigkeiten oder zuckerhaltiger Limonade. Diese werden von ca. 30% bis 40% nahezu täglich konsumiert. Hierin zeigt sich ein Effekt, der durch die Ablösung vom Elternhaus und die freiere Gestaltung des Essens bedingt ist. Der Schule als Ganztagschule kann hier eine wichtige Rolle zufallen.

Bei den über 15-Jährigen verändern sich die Essgewohnheiten dahingehend, dass sich drei Gruppen bilden lassen, die anhand des Fleischkonsums zusammengefasst werden können. Dabei besteht nahezu ein Gleichgewicht zwischen jenen die Mischkost mit viel Fleisch (34,9%), Mischkost mit wenig Fleisch (38,4%) und jenen, die Mischkost mit viel Obst und Gemüse (21,7%) zu sich nehmen.

Risikoverhalten der Jugend in Österreich

Behandelte Unfälle und Verletzungen

Die gesteigerte Mobilität und ein riskanteres Freizeit- und Sportverhalten sind die häufigsten Ursachen für Unfälle und Verletzungen in der Adoleszenz (Dür/Griebler 2007a; Statistik Austria 2007a).

Insgesamt lässt sich zeigen, dass das Verletzungsgeschehen aufgrund von Unfällen mit dem Alter ansteigt. Durchschnittlich jeder zehnte Jugendliche unter 15 Jahren muss aufgrund von Verletzungen durch Unfälle in ärztliche Behandlung. Bei den über 15-Jährigen steigt die Zahl der behandelten Unfälle stark an und betrifft mehr als zwei Drittel der Jugendlichen.

Der geschlechtsspezifische Unterschied tritt hier wie erwartet auf, indem sich Männer als risikobereiter darstellen als Frauen. Nahezu doppelt so viele Männer werden wegen Verletzungen durch Unfälle behandelt wie Frauen.

Tabak

Der Konsum von Tabak zählt zu den führenden Gesundheitsrisiken mit Todesfolgen. Weltweit sterben jährlich nahezu 5,4 Millionen Menschen an den Folgen des Tabakkonsums und laut Prognosen wird sich diese Zahl bis 2030 fast verdoppeln (WHO 2008; Mathers/Loncar 2006). In Österreich rauchen rund 1,5 Millionen Menschen täglich. In der Folge des Tabakkonsums sterben jährlich rund 31.000 Österreicher/innen (Statistik Austria 2007b).

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

Neben relevanten kurzfristigen Gesundheitsbeeinträchtigungen wie Kurzatmigkeit, Husten und verminderte Lungenkapazität sind es vor allem die Spätfolgen des Rauchens (Lungenkrebs, Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Funktionsstörungen der Lunge u.v.m.), die neben der verminderten Lebensqualität eine hohe Belastung für das nationale Gesundheitswesen und dessen Finanzierung darstellen. Studien haben darüber hinaus gezeigt, dass die Raucher/innen durchschnittlich über ein deutlich vermindertes Leistungsvermögen verfügen und in Arbeitskontexten eine geringere Produktivität erzielen.

Befragungen unter erwachsenen Raucher/innen zeigen, dass 80% der Raucher/innen bereits im Jugendalter⁴⁴ mit diesem Verhalten begonnen haben (Moolchan et al. 2000; Lamkin /Houston 1998; Houstin et al. 1998, Jarvis 2004). Auch Österreichs Jugendliche machen bereit sehr früh ihre ersten Erfahrungen mit dem Tabak. Mehr als ein Drittel der 11- bis 15-Jährigen haben bereits Erfahrungen mit der Zigarette gesammelt⁴⁵, von denen jedoch ein besorgniserregender Anteil der 15-jährigen Burschen und Mädchen über das Probierverhalten hinausgeht. Insgesamt zeigt sich, dass rund 20% der 15-jährigen Schüler/innen täglich, weitere 7,8% wöchentlich zur Zigarette greifen (Dür/Griebler 2007a).

Bei den über 15 Jährigen verändert sich das Rauchverhalten nicht mehr wesentlich. Mit 3 von 10, die angeben täglich zu rauchen, zeigt sich ein vergleichsweise geringer Zuwachs an Raucher/innen zwischen dem 15. und 29. Lebensjahr. Auch hier ist, ähnlich wie bei den 11- bis 15-Jährigen, der Unterschied zwischen Burschen und Mädchen nur geringfügig (Statistik Austria 2007a).⁴⁶

Alkohol

Neben dem Rauchen ist der Alkoholkonsum ein zweiter großer Einflussfaktor, dessen Langzeitfolgen ein wesentliches Problem im Gesundheitswesen darstellt.

Ebenso wie bei dem Rauchverhalten, entsteht mit dem Konsum von Alkohol eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass das Konsumverhalten über die Adoleszenz hinaus in das Erwachsenenalter übernommen wird (Duncan et al. 1998; Poikolainen et al. 2001; De Wit et al. 2000).

Das Einstiegsalter ist mit durchschnittlich 13 Jahren bereits sehr niedrig und verschärft sich noch in seiner Problematik, da die Jugendlichen bereits mit 14 Jahren das erste Mal „ernsthaft“ betrunken waren und jeder 5. 13- bis 15-Jährige mindestens zweimal diese Erfahrung gemacht hat (Dür/Griebler 2007a; OECD 2009).⁴⁷

Ein regelmäßiger Alkoholkonsum, d.h. wöchentlich oder öfters, findet sich bei rund 15% der unter 15-Jährigen wieder. Dieses Verhalten nimmt mit dem Alter deutlich zu, wobei in allen Altersgruppen gilt, dass Burschen häufiger und regelmäßiger zum Alkohol greifen als Mädchen (Dür/Griebler 2007a).

⁴⁴ Vor dem 18. Lebensjahr.

⁴⁵ Anteil der 11- bis 15-Jährigen die bereits Erfahrungen mit der Zigarette gemacht haben: Gesamt 35%; Burschen 33,5%, Mädchen 36,6%.

⁴⁶ Anteil der 15- bis 29-Jährigen täglichen Raucher/innen: Gesamt 30,2%; Männer 31,7%; Frauen 28,6%.

⁴⁷ Anteil der 13-bis 15-Jährigen, die mindestens zweimal betrunken waren nach Geschlecht: Burschen 17,1%, Mädchen 12,8%.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Bei den 15- bis 29-Jährigen steigt der Alkoholkonsum erwartungsgemäß an. Hier sind es jedoch vor allem soziale Faktoren der Adoleszenz, wie z.B. häufigeres Ausgehen mit Freunde/innen oder die Teilnahme an gesellschaftlichen Anlässen, welche Auswirkungen auf das Konsumverhalten haben, wobei sich Frauen und Männer diesbezüglich nicht voneinander unterscheiden.⁴⁸ Als problematisch werden jene 5% definiert, die bereits in dieser Phase ihres Lebens erste Anzeichen⁴⁹ für ein Trinkverhalten aufweisen, das später zu einer Alkoholabhängigkeit führen kann.⁵⁰

Gewalt

Zu den Themen Gewalt und Gewaltbereitschaft liegen für Österreich keine Daten vor, die einen Vergleich zwischen den beiden Altersgruppen ermöglichen. Während das Gewaltverhalten der 11-bis 15-Jährigen durch die österreichische HBSC Studie konkludent erhoben wird, liegen für die Altersgruppe der 15- bis 29-Jährigen nur vereinzelt Daten vor, die umfassende Schlussfolgerungen erschweren. Für beide Altersgruppen gilt jedoch, dass in der Öffentlichkeit hartnäckige Mythen und vage Vermutungen vorhanden sind, die Gewaltverhalten wie Mobbing und Bullying unter Kinder und Jugendlichen verharmlosen.

Was im Setting Schule als Bullying bezeichnet wird, ist in der Arbeitswelt hinlänglich als Mobbing bekannt und gehört zu jener Gruppe aggressiver Verhaltensweisen, die durch ein Machtungleichgewicht zwischen Täter und Opfer gekennzeichnet sind und als eine sich wiederholende negative physische oder verbale Handlung definiert ist, die mit feindseligem Vorsatz das Opfer in Bedrängnis bringt und einen Machtunterschied zwischen Opfer und Täter demonstriert (Olweus 1991, Pepler et al. 1997).

In Bezug auf Bullying geben 25,3% der 11- bis 15-jährigen Schüler/innen an, ein- oder zweimal als Täter/innen an Bullying-Attacken beteiligt gewesen zu sein (Burschen 28,7%, Mädchen 22%). Ein regelmäßiges Bullyingverhalten (dreimal oder öfter) legen 14,8% der 11- bis 15-jährigen Schüler/innen an den Tag, wobei dies auf 20,6% der 11- bis 15-jährigen Burschen und auf 8,9% der 11- bis 15-jährigen Mädchen zutrifft. Während das Bullying bei den Burschen mit dem Alter zunimmt, pendelt sich dieses Verhalten bei den Mädchen nach einem sprunghaften Anstieg zwischen dem 11. und 13. Lebensjahr auf einem gleich bleibenden Niveau ein (Dür/Griebler 2007a).

Für die 15- bis 29-Jährigen ist es schwer, ähnlich detaillierte Angaben über ihr Gewaltverhalten zu machen. Ein vergleichbarer Punkt wäre hier Mobbing am Arbeitsplatz, zu dem jedoch Informationen in der erwünschten Auflösung fehlen. Lediglich zu Gesundheitsrisiken am Arbeitsplatz durch Mobbing und der Androhung physischer Gewalt lässt sich sagen, dass für 3% aller Erwerbstätigen Mobbing, und für 1% die Androhung physischer Gewalt ein Problem am Arbeitsplatz ist (Statistik Austria 2009b).

⁴⁸ Anteil der 15- bis 29-Jährigen nach Geschlecht, die in den letzten vier Wochen Alkohol konsumiert haben: Gesamt: 29,1%; Männer: 22,5%; Frauen: 22,3%; Statistik Austria 2007.

⁴⁹ Die Alkoholabhängigkeit wird anhand von 4 Fragen (Cage-Fragen) aus dem EUROHIS-Fragenprogramm gemessen, die aus einer coping-Komponente, einer Frage nach den sozialen Konsequenzen und einer emotionalen Komponente besteht. Als problematisch wird definiert, wenn zwei oder mehr der 4 Cage-Fragen positiv beantwortet werden. (Statistik Austria 2007).

⁵⁰ Anteil der 15- bis 29-Jährigen, die einen problematischen Alkoholkonsum aufweisen nach Geschlecht: Männer: 6,5%; Frauen: 2,8%; Statistik Austria 2007

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

5. Einflussfaktoren auf die Gesundheit von Jugendlichen

Es ist weitgehend wissenschaftlicher Konsens, dass soziale Einflussfaktoren neben oder vermittelt über das Gesundheits- und Risikoverhalten eine entscheidende Rolle für die Gesundheit der Menschen spielen.

Ein einfaches Schema unterscheidet folgende Faktoren:

- die Bildung einer Person, womit alle kognitiven, emotionalen und sozialen Fähigkeiten einer Person gemeint sind, die benötigt werden, um im Leben zurecht zu kommen;
- das Vorhandensein von Partizipations- und Gestaltungsmöglichkeiten in den Lebenswelten bzw. Settings (Empowerment (Dür 2008), Level of control (Karasek/Theorell 1990)), wodurch gleichzeitig Kreativität und Eigenverantwortung gefördert werden;
- die engeren sozialen Beziehungen, inwieweit also eine Person von Einsamkeit, Isolation, Ausgrenzung und Feindseligkeit betroffen ist oder auf Liebe, Freundschaft, Achtung und Unterstützung zählen kann;
- der soziale Status einer Person, womit die losereren, schwächeren sozialen Beziehungen in Netzwerken und die Stellung in Hierarchien gemeint ist,
- die sozioökonomische Lage einer Person, ihr Einkommen und ihr Auskommen (Dür/Griebler 2007a).

Familiäre Situation

Die gesellschaftliche Funktion der Familie ist schon seit langer Zeit einer jener Bereiche, der für Wissenschaft und Forschung von großem Interesse ist. Ihre vielschichtigen Einflüsse auf das Individuum als auch auf die gesamte Gesellschaft führten dazu, die Familie hinsichtlich ihrer Funktion als Quelle und Prädiktor von Gesundheit zu untersuchen, um den Einfluss von familiären Verhältnissen auf die Gesundheit von Jugendlichen beschreiben zu können (Collins/Steinberg 2006; Collins/Laursen 2004; Granic et al. 2003; Grotevant 1998; Rodrigo/Palacios 1998; Steinberg 2001; Parke/Buriel 2006). Dabei wurden günstige und ungünstige Wirkungen in der Familie festgehalten, die einerseits über Dimensionen wie Emotionalität, Zärtlichkeit, Körperkontakt, soziale Unterstützung, gemeinsame Aktivitäten, Fehlen von Gewalt und vielfältige Förderung und Stimulation des Kindes entstehen, andererseits durch Instabilitäten in der Familie (Ehescheidung), durch Vernachlässigung und Unerwünschtheit des Kindes, mangelnde Fürsorge, Gewalt oder Erschöpfung der Eltern bei den Kindern und Jugendlichen zu Belastungen führen, die deren psychische und physische Entwicklung hemmen, sie in Krankheit abdrängen (Murray et al. 1999, Luoma et al. 2001, Pettersen/Albers 2001, Stevens 2006) oder Störungen der psychomotorischen Entwicklung bedingen (Renschmidt 1988, Ellsäßer 2002). Aus Sicht der Gesundheitsförderungsforschung kann hier, stark vereinfacht, zwischen zwei Typen von Familie unterschieden werden. Jene, die in den genannten Bereichen Eigenschaften (Indikatoren) aufweisen, die der Gesundheit und der Entwicklung der Jugendlichen zuträglich sind und jene die es nicht sind. Die „gute gesunde“ Familie bietet eine positive Unterstützung in allen Bereichen. Sie übt ein Maß an Kontrolle aus, das den Jugendlichen nicht in seiner Freiheit einschränkt, sondern dafür sorgt, dass die Familie als Bezugspunkt akzeptiert wird. Empirische Belege weisen darauf hin, dass Jugendliche, die in Kernfamilien (in Österreich 78,1%) aufwachsen und eine gute Beziehung zu ihren Eltern unterhalten, dem Ideal der „guten, gesunden Familie“ näher kommen und eine erhöhte Wahrscheinlichkeit besitzen,

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

keine Beschwerden zu haben und eine hohe Lebenszufriedenheit aufzuweisen, als Jugendliche, die bei Alleinerzieher/innen (15%) aufwachsen und von beeinträchtigten Familienstrukturen betroffen sind (Dür/Griebler 2007a). Dazu ist zu bemerken, dass die erhöhte Belastung nicht vorrangig auf die Familienstruktur als solche zurückzuführen ist, sondern sich aus einer Summe ungünstiger Bedingungen ergibt (z.B. veränderte ökonomische Situation, erhöhte Belastung im Alltag durch Stress, latente Konflikte in der Familie etc.). Offen bleibt jedoch, welcher Anteil an diesem summativen Effekt der Familienstruktur und welcher der Qualität der familiären Beziehungen zuzuschreiben ist.

Des Weiteren ist die Familie die Hauptquelle für soziale Ungleichheiten, die aus Armut, Arbeitslosigkeit, dem Bildungsniveau der Eltern, der Nationalität und den Wohnverhältnissen erwachsen und wesentliche Faktoren darstellen, die die Gesundheit von Jugendlichen beeinflussen. Wenn auch in Österreich ein überwiegender Anteil der Jugendlichen in Familien mit einem „mittleren“ bis „hohen“ Wohlstandsniveau aufwachsen, so gewinnt der Begriff „Kinderarmut“ aufgrund des größer werdenden Wohlstandsunterschiede dennoch weiter an Brisanz (Spencer 2000; Taylor et al. 2000; Richter/Hurrelmann 2006; Mielck/Helmert 1994; Schlack 1995; Statistik Austria 2009a; Dür/Griebler 2007a).

Peers, Freizeit

In ihrer Funktion können außerfamiliäre Netzwerke Gleichgesinnter (Peers/Freunde) als eine Komponente betrachtet werden, welche, zusätzlich zum sozialen Rückhalt durch die Familie, als zweitwichtigste soziale Referenzquelle für Jugendliche gelten (Brown 2004). Während die Familie eine Art Basis darstellt, auf die sich Jugendliche verlassen können und die ihnen Schutz und Zuflucht bietet, stellen die Beziehungen und die Aktivitäten mit Gleichgesinnten einen Bereich dar, in dem sie ihre eigenständige Persönlichkeit entwickeln und austesten können (Pérez et al. 2007). Der gesundheitsrelevante Einfluss, der dabei entstehen kann, gestaltet sich entlang einer Reihe von Faktoren, die allesamt positive (Akzeptanz, Erfahrungsaustausch, Unterstützung etc.), als auch negative Effekte (akzeptiertes Rauchverhalten, Alkohol-, Drogenkonsum, riskantes Freizeitverhalten etc.) für die Gesundheit und das Gesundheitsverhalten haben können (Rubin et al. 2008). Entscheidend ist dabei, in welcher Form die Jugendlichen ihre Freizeit verbringen. Negative Effekte des Peerverhaltens können durch organisierte Formen der Freizeitgestaltung (z.B. in Rahmen von Sportvereinen) bis zu einem gewissen Grad gemildert werden, wobei man mit zunehmendem Alter davon ausgehen kann, dass der Einfluss der Peergruppe abnimmt. An ihre Stelle treten partnerschaftliche Beziehungen, sowie die eigene Familie.

Schule

Als jener Ort, an dem Jugendliche einen Großteil ihrer Kindheit und Jugend verbringen, spielt die Schule, die im Brennpunkt von Familie, Freunden und den wachsenden Alltagsanforderungen steht, eine wesentliche Rolle für die Entwicklung des Gesundheitsverhaltens von Jugendlichen (Currie et al. 2004; Erhart et al. 2006; Dür et al. 2006).

Der Haupteinfluss entsteht anhand der Verhältnisse in der Schule. Stress, das auferlegte Arbeitspensum, Prüfungen, sowie monotone Tätigkeiten können vor allem psychosomatische Beschwerden, Ängste und Depressionen hervorrufen. Ebenso das Ernährungs- und Bewegungsverhalten. Ungesunde Ernährung und mangelnde Bewegungsfreiheit sind nicht

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

nur dem wachsenden Warenangebot der Nahrungs- und Unterhaltungsindustrie zuzuschreiben, sondern auch der Gestaltung des Schulalltags, welcher unmittelbar auf die Gesundheit der Jugendlichen einwirkt.

Ebenso wichtig ist die Qualität der sozialen Beziehungen, die in der Schule entwickelt werden. Schüler/innen – Schüler/innen-, als auch Lehrer/innen – Schüler/innen-Beziehungen sind ein wichtiger Faktor in der Jugendphase, da sie nicht nur die ersten ernsthaften sozialen Auseinandersetzungen mit sich bringen, sondern auch vermitteln, was es bedeutet, Unterstützung und Vertrauen von anderen zu bekommen. Eine in dieser Form positiv erfahrene Schulumgebung hat über all diese Ebenen einen positiven Einfluss auf die Gesundheit der Schüler/innen, die dazu beiträgt, dass mit steigendem Wohlbefinden auch die schulischen Leistungen ansteigen (Abb. 6; Roeser et al. 2000; Samdal/Dür 2000; Coleman/Collinge 1991; Finn 1989; Mortimore 1998; Schunk/Zimmerman 1994; Steptoe; 1991. Für Österreich zeigt sich anhand der Daten des internationalen HBSC-Survey ein vergleichbarer Effekt sowohl auf der Mikroebene (Schulklassen), als auch auf der Makroebene (Länder). Je besser die Schüler/innen ihren Gesundheitszustand bewerten, desto erfolgreicher stufen sie auch ihren Schulerfolg ein und je erfolgreicher die Schüler/innen in der Schule sind, desto besser bewerten sie auch ihren Gesundheitszustand (vgl. Abb. 7, Dür/Griebler 2007b).

Abbildung 6:
Zusammenhang der subjektiven Gesundheit 11- bis 15-Jähriger mit ihrer schulischen Leistungen (vom Schüler wahrgenommene Bewertung der Lehrer/innen) in 34 Ländern

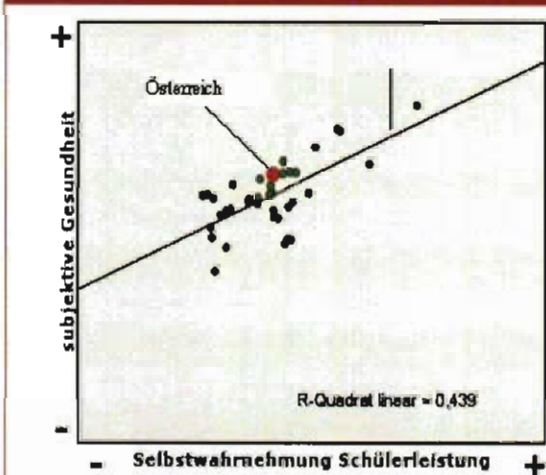
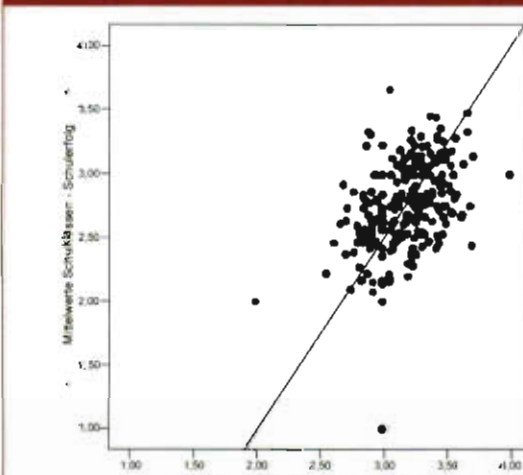


Abbildung 7:
Zusammenhang der subjektiven Gesundheit mit Schulerfolg von 11- bis 15-Jährigen in Österreich auf Klassenebene. (n=240; r=0,411)



SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Arbeitsplatz

Ähnlich wie die Schule hat auch der Arbeitsplatz, das Arbeitsumfeld, die betrieblichen Strukturen etc. einen bedeutenden Einfluss auf die Gesundheit und das Gesundheitsverhalten von jungen Erwerbstätigen (Karasek/Theorell 1990). Eine europaweite Studie über die Arbeitsbedingungen und den Gesundheitszustand der arbeitstätigen Bevölkerung zeigt, dass mehr als die Hälfte (60%) der Erwerbstätigen in der EU gesundheitliche Probleme und Einschränkungen auf ihre Tätigkeiten und ihr Arbeitsumfeld zurückführen (Merllié/Paoli 2002).

Die Belastungen, denen die Arbeitnehmer/innen täglich an ihrem Arbeitsplatz ausgesetzt sind, variieren ebenso wie das mögliche Spektrum an Professionen. Angefangen bei manuellen Tätigkeiten, bis hin zu Arbeiten mit Giftstoffen oder unter anderen gefährlichen Arbeitsbedingungen, haben sie alle einen Einfluss auf die Gesundheit (Schunder 2003). Neben diesen unmittelbaren Gefahren für die Gesundheit, welche durch die Ausübung der täglichen Tätigkeiten im Beruf bestehen, gibt es noch mehr Faktoren, welche den Arbeitsplatz als wichtige Determinante von Gesundheit hervorheben. Er birgt, als sozialer Ort, neben Auswirkungen auf die physische, auch Einflüsse auf die psychische Gesundheit, die z.B. durch Mobbing, Bossing, hohe Arbeitsbelastung, etc., zu Sinnverlust, spezifischen Risikoverhaltensweisen (Konsum von Alkohol, Drogen oder Tabak) und Arbeitsunzufriedenheit führen können (Dür et al. 2005). Die möglichen Ursachen dieser psychosozialen Belastungen finden sich in der Qualität der sozialen Beziehungen (zwischen Arbeitnehmer/innen und Arbeitgeber/innen, den Kollegen/innen und dem Unternehmen als Ganzes; Pfister/Mom 1997).

6. Synopse

Gesundheit umfasst alle Bereiche des Lebens und stellt das Human- und Sozialkapital einer Gesellschaft. Sie ist daher mehr als nur ein individueller Zustand, nämlich ein soziales Gut, dessen Pflege im besonderen Maße bei jungen Menschen eine politische Forderung ist.

Die Pflege und Förderung der Gesundheit liegen daher ebenso in der individuellen wie in der politischen, staatlichen Verantwortung. Während der Staat bzw. die Körperschaften und Organisationen für die Entwicklung von Jugendlichen günstige Bedingungen zur Verfügung stellen müssen, müssen diese ihren Entwicklungsaufgaben (Hurrelmann 2006) selbstverantwortlich nachkommen. Nur das Zusammenwirken der „Verhältnisse“ mit dem „Verhalten“ kann erfolgreich sein.

- Sowohl der Gesundheitszustand als auch das Gesundheitsverhalten sind eng mit den Bedingungen in der Familie, der Schule und am Arbeitsplatz verbunden. Maßnahmen der Gesundheitsförderung sollten daher vor allem in Richtung Schule und Familie zielen.
- Bezüglich der Familie zeigt sich, wie sehr sich Schichteffekte ungünstig auf die Gesundheit der Jugendlichen auswirken. Jugendliche aus ärmeren sozialen Verhältnissen rauchen häufiger, ernähren sich schlechter, bewegen sich weniger und neigen eher zu Übergewicht und Adipositas.
- Mit Bezug auf die Schule sind unterschiedliche Einflussfaktoren von Bedeutung:
 - Ergonomie, Luftqualität, Trink- und Ernährungsmöglichkeiten beeinträchtigen die physische Gesundheit unmittelbar;

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

- Die sozialen Beziehungen zwischen den Schüler/innen (Bullying, Gewalt) und zwischen Schüler/innen und Lehrer/innen sind häufig nicht nur nicht unterstützend und der Entwicklung förderlich, sondern häufig auch negativ und seelisch belastend;
- Die Unterrichtsformen sind immer noch häufig monotonisierend und deaktivierend und den mentalen und sozialen Fähigkeiten der Heranwachsenden nicht angemessen; Gemeinsam mit häufigen, zum Teil existentiell wirksamen Prüfungen ist Distress eine weitverbreitete tägliche Schulerfahrung.
- Ab dem 15. Lebensjahr ist Mobilität eine wesentliche Lebenserfahrung der jungen Menschen, wodurch sich im Verkehrsverhalten ein wesentlicher ungünstiger Gesundheitsfaktor eröffnet. Gleichzeitig gehören das Austesten und Hinausschieben der eigenen Grenzen bzw. das Eingehen von Risiken zum Erwachsenwerden dazu.
- Auch im Sport- und Freizeitbereich sind daher Gesundheitsgefahren gegeben. Die häufigste Ursache für Krankenhausaufenthalte sind in der Altersgruppe der 11- bis 29-Jährigen Unfälle und Verletzungen.

7. Empfehlungen

Mehr Gesundheitsförderungsmaßnahmen im Setting Approach, der individuelle mit strukturellen Maßnahmen verbindet. Dies kann über die Familien aber auch vor allem über Einrichtungen für Jugendliche (Gastbetriebe, Jugendzentren, Jugendorganisationen) erreicht werden.

- Für Familien der unteren Einkommensstufen sind Strukturmaßnahmen der Kinderbetreuung wie Krippen, Kinderbetreuungseinrichtungen, Tagesmütter und Kindergärten von besonderer Bedeutung, da sie Alltagsstress und ökonomischen Druck von der Familie nehmen.
- Für die Jugendlichen im Besonderen sind sozialarbeiterisch betreute Einrichtungen auf Gemeindeebene von Bedeutung. Hier ist vor allem an Sport- und Freizeitvereine zu denken, die in Gesundheitsförderungsmaßnahmen der Gemeinde einzubeziehen sind bzw. Träger solcher Maßnahmen sein können. Positive Beispiele sind beim Fonds Gesundes Österreich (FGÖ) einzusehen.
- Spezifische gesundheitsrelevante Bereiche der Jugend – Verkehr, Arbeitslosigkeit – benötigen spezielle Maßnahmenpakete.
- Eine Schlüsselrolle bei der Gesundheit der Jugendlichen kommt der Schule zu, da sie nicht nur unmittelbare Wirkungen auf die Gesundheit hat, sondern im Sinne des Lernens und Einübens (health literacy; gesundheitsbezogene Alphabetisierung) auch langfristige Wirkungen für das Gesundheitsverhalten im späteren Leben.
- Lehrlinge sind nicht über Bildungseinrichtungen zu erreichen, sondern müssen direkt an ihrer Arbeitsstätte angesprochen werden. Hier empfiehlt sich der systematische Auf- und Ausbau betrieblicher Gesundheitsförderung mit einem speziellen Fokus für die jüngsten Arbeitnehmer/innen.
- Wie auch im Bezug auf die Gesamtbevölkerung gilt ebenso bei Jugendlichen, dass eine umfassende, kongruente Gesamtpolitik am erfolgreichsten sein wird, die nicht einzelne Maßnahmen hier und dort, sondern eine konzeptuell zusammengehaltene Gesundheitspolitik für Jugend macht.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Literatur

- Antonovsky A. (1997). Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen: Dgvt-Verlag.
- Bengel J., Beutel M., Broda M., Haag G., Härter M., Lucius-Hoene G., Muthny F.A., Potreck-Rose F., Stegie R., Weis J. (2003). Chronische Erkrankungen, psychische Belastungen und Krankheitsbewältigung. Herausforderungen für eine psychosoziale Versorgung in der Medizin. In: Psychother. Psychosom. med. Psychol. 53:83-93.
- Brown, B. B. (2004). Adolescents' relationships with peers. In R. M. Lerner & L. Steinberg (Eds.), Handbook of adolescent psychology (pp. 364-394). New Jersey: Wiley.
- Centers for Disease Control and Prevention (1996). Physical activity and health: a report of the Surgeon General. Atlanta, GA, U.S. Department of Health and Human Services, National Center for Chronic Disease Prevention and Health Promotion.
- Currie C., Roberts C., Morgan A., Smith R., Settertobulte W., Samdal O., Rasmussen V. (2004). Young people's health in context. Health Behavior in School-aged Children (HBSC) study: international report from the 2001/2002 survey. Copenhagen: World Health Organisation, Regional Office for Europe.
- Currie C, Nic Gabhain S, Godeau E, Roberts C, Smith R, Currie D, Pickett W, Richter M, Morgan A & Barnekow V, eds.(2008): Inequalities in young people's health. HBSC international report from the 2005/2006 survey. Copenhagen: World Health Organization.
- Coleman P.& Collinge J. (1991). Internal and external influences affecting school improvement. In: S. 262-285.
- Collins W. A. & Laursen B. (2004). Parent-adolescent relationships and influences. In R. Lerner & L. Steinberg (Eds.), Handbook of adolescent psychology (pp. 331-361). New York: Wiley.
- Collins W.A. & Steinberg, L. (2006), Adolescent development in interpersonal context. Chapter to appear in: Damon, W. (Series Ed.), & Eisenberg, N. (Vol. Ed.). Handbook of Child Psychology (5th ed.) (pp. 1005-1052). New York: Wiley
- De Wit D. J., Adlaf E. M., Offord D. R., Ogborne A. C. (2000). Age at first alcohol use: a risk factor for the development of alcohol disorders. American Journal of Psychiatry, 157, 745-750.
- Duncan SC, Duncan TE, Hops H (1998): Progression of alcohol, cigarette, and marijuana use in adolescence. J Behav Med 1998, 21 (4): 375-88.
- Dür W., Fürth K., Griebler R., Stiedl T. (2005): Gesundheit im Betrieb beobachten. Ein Überblick über Methoden und Möglichkeiten der Gesundheitsdiagnose im Betrieb. Österreichische Kontaktstelle für Betriebliche Gesundheitsförderung. Oberösterreichische Gebietskrankenkasse. 2005. Linz
- Dür W., Fürth K., Griebler R. (2006). Strategien der Schule zur Kompensation importierter und Reduktion intern erzeugter gesundheitlicher Unterschiede bei Kindern und Jugendlichen; In: Richter, M., Hurrelmann, K. (Hrsg.) (2006): Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven, Wiesbaden.
- Dür W., Griebler R. (2007a): Gesundheit der österreichischen SchülerInnen im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des WHO-HBSC-Survey 2006, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit, Familie und Jugend. Wien.
- Dür W, Griebler R. (2007b): Schule und Soziale Arbeit. Zur Reform der öffentlichen Erziehung und Bildung in Österreich. In: KnappG; Lauer mann K. (Hrsg.) Studien zur Sozialpädagogik. Reihe des Instituts für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung (Abt.Sozial- und Integrationspädagogik) der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Hermagoras, Klagenfurt.
- Dür W. (2008). Gesundheit und Empowerment in der schulischen Erziehung. Eine systemtheoretische und empirische Untersuchung zur Gesundheitsförderung in der Schule. Habilitationsschrift. Wien.
- Ellsäßer G (2002). Kinderunfälle – Konsequenzen für die Prävention. In: Forum Public Health, Kinder und Jugendliche 37, Urban & Fischer Verlag GmbH, Jena (www.urbanfischer.de/journals/phf)
- Erhart M., Ravens-Sieberer U., Nickel J. (2006). School and School Environment as a Determinant for Psychosomatic Complaints, Psychother Psych Med 2006; 56, DOI: 10.1055/s-2006-934245.
- Finn J D. (1989): Withdrawing from school. Review of Educational Research, 59(2), 117-142.
- Flodmark C.-E. et al. (2004): Pediatric Highlight: New insights into the field of children and adolescents.
- Granic I., Dishion T.J. & Hollenstein T. (2003). The family ecology of adolescence: A dynamic systems perspective on normative development. In G.R. Adams & M.D. Berzonsky (Eds.), Blackwell handbook of adolescence (pp. 60-91). Malden, MA: Blackwell Publishers.

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

- Grotevant H.D. (1998). Adolescent development in family contexts. In W. Damon (Series Ed.) and N. Eisenberg (Vol. Ed.), *Handbook of child psychology: Vol. 3. Social, emotional, and personality development* (5th edition, pp. 1097-1149). New York: Wiley.
- Houston TP, Kolbe LJ, Eriksen MP. (1998). Tobacco-use cessation in the 90s- not "adults only" anymore. *Prev. Med.* 27(5.3): A1-A2.
- Hurrelmann K., Laaser U., Razum O. (Hg.) (2006): *Handbuch Gesundheitswissenschaften*. Weinheim/München: Juventa Verlag.
- Jarvis MJ. (2004): Why people smoke? *BMJ*; 328: 277-279.
- Kromeyer-Hauschild, K., Wabitsch, M., Kunze, D. et al. (2001). Perzentile für den Body Mass Index für das Kindes- und Jugendalter unter Heranziehung verschiedener deutscher Stichproben. In: *Monatsschrift Kinderheilkunde* 149: 807-818.
- Karasek R., Theorell T. (1990). *Healthy Works: stress, productivity, and the reconstruction of working life*. New York: Basic Books.
- Kelder S.H., Perry C.L., Klepp K.I. et al. (1994). Longitudinal tracking of adolescent smoking, physical activity, and food choice behaviors. *American Journal of Public Health*, 84(7), 1121-1126.
- Lien N., Lytle L.A., & Klepp K.I. (2001). Stability in consumption of fruit, vegetables, and sugary foods in a cohort from age 14 to age 21. *Preventive Medicine*, 33(3), 217-226.
- Luoma I, Tamminen T, Kaukonen P, et al. (2001). Longitudinal study of maternal depressive symptoms and child wellbeing. In: *J Am Acad Child Adolesc Psychiatry* 40(12):1367-1374.
- Lamkin L, Houston TP. (1998). Nicotine dependency and adolescents: Preventing and treating. *Prim. Care*, 25(1): 123-35.
- Mathers CD & Loncar D. (2006): Projections of Global Mortality and Burden of Disease from 2002 to 2030. *PloS Med*, 3(11): e442.
- Merllié D. & Paoli P. Europäische Stiftung zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen (Hg.) (2002). *Dritte Europäische Umfrage über die Arbeitsbedingungen 2000*. Luxemburg: Amt für amtliche Veröffentlichungen der Europäischen Gemeinschaften.
- Mielck A., Helmert U. (1994). Krankheit und Soziale Ungleichheit: Empirische Studien in West-Deutschland. In: Mielck, A. (Hg.): *Krankheit und soziale Ungleichheit. Ergebnisse der sozioepidemiologischen Forschung in Deutschland*. Opladen, S. 93 – 115.
- Moolchan ET et al. (2000). A review of tobacco smoking in adolescents: Treatment implications. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 39(6): 682-693
- Murray L, Sinclair D, Cooper P, Ducournau P, Turner P, Stein A. (1999).. The socioemotional Development of 5-year-old children of postnatally depressed mothers. *J Child Psychol Psychiatry* 1999;40(8):1259-1271.
- Mortimore P. (1998). *The Road to Improvement: Reflections on school effectiveness*. Lisse: Swets & Zeitlinger Publishers.
- Nefiodow L.A. (2001). *Der sechste Kondratieff: Wege zur Produktivität und Vollbeschäftigung im Zeitalter der Information. Die langen Wellen der Konjunktur und ihre Basisinnovation*. Rhein-Sieg; Auflage: 5., aktualis. Aufl.
- OECD (2009): "Doing Better For Children". OECD report. 2009
- Olweus, D. (1991). Bully/victim problems among school children: some basic facts and effects of a school-based intervention program. In: Pepler D, Rubin K (eds). *The development and treatment of childhood aggression*. Hillsdale, NJ: Erlbaum, pp 411-488, 1991.
- Parke R.D. & Buriel B. (2006). Socialization in the family: Ethnic and Ecological Perspective. En William Damon (Editor), Richard M. Lerner (Editor), Nancy Eisenberg (Eds.), *Handbook of Child Psychology, Volume 3, Social, Emotional, and Personality Development*, (5th edition, pp. 1097-1149). New York: Wiley.
- Petterson SM, Albers AB (2001). Effects of poverty and maternal depression on early child development. In: *Child Dev* 72(6):1794-1813.
- Pérez J., Maldonado T., Andrade C. & Diaz D. (2007). Judgments expressed by children between 9 to 11 years old, about behaviors and attitudes that lead to acceptance or social rejection in a school group. *Revistas Diversitas- Perspectivas en Psicología*, 3 (1), 81-107.
- Pepler DJ, Craig WM, Connolly J. (1997). *Bullying and victimization: the problems and solutions for school-aged children*. Ottawa: National Crime Prevention Council of Canada

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

- Pfister T., Mom C. (1997): *Gesunde Betriebe – Gesunde Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen*. Institut für Sozial- und Präventionsmedizin der Universität Zürich. In: Rollet, B. Busch, M., Drabek, A., Holzer T. (2001): *Statistische Mitteilung zur Gesundheit in Wien 2001/1. Gesundheit von Lehrlingen in Wien*. Kapitel I. MA für Angelegenheiten der Landessanitätsdirektion. Wien.
- Poikolainen K., Tuulio-Henriksson A., Aalto-Setälä T., Marttunen M., & Lönnqvist J. (2001). Predictors of alcohol intake and heavy drinking in early adulthood: a 5-year follow-up of 15-19-year-old Finnish adolescents. *Alcohol and Alcoholism*, 36(1), 85-88.
- Pollit E & Mathews R. (1998): *Breakfast and cognition: an integrative summary*. *American Journal of clinical Nutrition*. In: Dür, W., Griebler, R. (2007): *Gesundheit der österreichischen SchülerInnen im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des WHO-HBSC-Survey 2006*, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Gesundheit, Familie und Jugend. Wien.
- Ravens-Sieberer U. & The KIDSCREEN Group Europe (2006). *The KIDSCREEN questionnaires. Quality of life questionnaires for children and adolescents*. Pabst Science Publishers, Lengerich.
- Remschmidt H (1988). *Postnatale Einflüsse*. In: Remschmidt, H. & Schmidt, M. H., eds. *Kinder und Jugendpsychiatrie in Klinik und Praxis*. Band III (S.168-172). Stuttgart: Thieme.
- Richter M., Hurrelmann K. (Hrsg.) (2006). *Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven*. Wiesbaden.
- Rubin K.H., Coplan R.J., & Bowker J.C.(2008). *Social Withdrawal in Childhood*. *Annual Review of Psychology*, 60, 11.1-11.31.
- Rodrigo M.J. & Palacios, J. (Eds.) (1998). *Familia y desarrollo humano (Family and human development)*. Madrid: Alianza Editorial.
- Roeser R.W., Eccles, J.S., Sameroff, A.J. (2000). *School as a context of early adolescents' academic and social-emotional development: A summary of research findings*. In: *Elementary School Journal*, 100, 5, 443-471.
- Sallis J., Owen N. (1999). *Physical activity and behavioral medicine*. Thousand Oaks, CA, Sage.
- Samdal O., Dür W. (2000). *The school environment and the health of adolescents*. In: WHO (2000), 49-61.
- Schlack HG (1995). *Lebenswelten von Kindern*. In: *Sozialpädiatrie – Gesundheit, Krankheit, Lebenswelten*. Gustav Fischer, Stuttgart/Jena/New York. S. 83 ff.
- Schunder-Tatzber S. (2003): *Gesundheit und Arbeit*. In: Kollmann S. [Hrsg.], Schunder-Tatzber S.: *Gesund am Arbeitsplatz*. 2003 Verlag des österreichischen Gewerkschaftsbundes GmbH Wien, 2003.
- Schunk D.H.; Zimmerman B.J. (1994). *Self-regulation of learning and performance: Issues and educational applications*. Hillsdale: Lawrence Erlbaum Associates.
- Sigman-Grant, M. (2002). *Strategies for counseling adolescents*. *Journal of the American Dietetic Association*, 102(3 Suppl), S32-S39.
- Spencer NJ (2000). *Poverty and Child Health*. 2nd ed. Abingdon, United Kingdom: Radcliffe Medical; 2000.
- Statistik Austria (2006): *Einkommen, Armut und Lebensbedingungen. Ergebnisse aus EU-SILC 2006*. Bundesanstalt Statistik Österreich. Wien.
- Statistik Austria (2007a): *Österreichische Gesundheitsbefragung . Hauptergebnisse und methodische Dokumentation, Schriftenreihe der Bundesanstalt Statistik Österreich*. Im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit, Familie und Jugend. Wien.
- Statistik Austria (2007b): *Österreichischer Todesursachenatlas 1998/2004*. Schriftenreihe der Bundesanstalt Statistik Österreich. Im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit, Familie und Jugend. Wien
- Statistik Austria (2009a): *Einkommen, Armut und Lebensbedingungen. Ergebnisse aus EU – SILC 2007*. Statistik Austria, Bundesanstalt Statistik Österreich, Wien.
- Statistik Austria (2009b): *Jahrbuch der Gesundheitsstatistik*. Statistik Austria, Bundesanstalt Statistik Österreich, Wien.
- Steinberg, L. (2001). *We know some things: Adolescent-parent relationships in retrospect and prospect*. *Journal of Research on Adolescence*, 11, 1-19. Steptoe, A. (1991). *The links between stress and illness*. In: *Journal of Psychosomatic Research*, 35, 6, 633-644.
- Stevens G (2006). *Gradients in the Health Status and Developmental Risks of Young Children: The Combined Influences of Multiple Social Risk Factors*. In: *Maternal and Child Health Journal*.

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

- Stephens, A. (1991). The links between stress and illness. In: Journal of Psychosomatic Research, 35, 6, 633-644.
- Story, M., Neumark-Sztainer, D., & French, S.A. (2002). Individual and environmental influences on adolescent eating behaviors. Journal of the American Dietetic Association, 102(3), s40-s51.
- Taylor J, Spencer N, Baldwin N. (2000). Social, economic, and political context of parenting. Arch Dis Child.;82:113-120
- WHO (2000): Report of a WHO Consultation on Obesity, Obesity: Preventing and managing a global epidemic. WHO. Geneva.
- WHO (2002): World Health Report 2002. Reducing Risks, Promoting Healthy Lifestyles. Geneva.
- WHO (2003): Diet, nutrition and the prevention of chronic diseases. Report of a Joint WHO/FAO Expert Consultation. Geneva, WHO Technical Report Series, No. 916
- WHO (2007): A guide for population-based approaches to increasing levels of physical activity. Implementation of the WHO global strategy on diet, physical activity and health. World Health Organization, 2007
- WHO (2008): WHO Report on the Global Tobacco Epidemic, 2008: The MPOWER package. Geneva, World Health Organization, 2008.
- Zwiebauer, K. (2007): Studienbericht: Österreichweite Feldstudie zur Erhebung der Prävalenz von Übergewicht bei 6- bis 14-Jährigen Schülerinnen und Schülern. Wien.

DIE AUTOREN:

Wolfgang Dür, Univ. Doz. Mag. Dr., Director / Key Researcher am Ludwig Boltzmann Institute for Health Promotion Research; Studium des Faches Schauspiel an der Universität für Musik und Darstellende Kunst („Max Reinhardt-Seminar“) in Wien; Studium der Rechtswissenschaften, Philosophie und Soziologie an der Universität Wien, Mag. der Soziologie; Doktoratsstudium Soziologie, Universität Wien (Erstprüfer: Professor Jürgen Pelikan), Dr.phil.; Habilitation 2008 an der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien.

Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Mediziner Ausbildung, AIDS und sexuelle Beziehungen; Systemanalyse im Bereich der Krankenversorgung (Patientenbefragung); Gesundheitsförderung in Settings; sozialepidemiologische Forschung (Kinder, Jugendliche, Schule); Systemtheorie; Evaluation in der Gesundheitsförderungsforschung; Jugend und Gesundheit

Robert Griebler, Mag., Senior Researcher am Ludwig Boltzmann Institute for Health Promotion Research; Studium der Soziologie und Pädagogik an der Universität Wien; Fortbildungen im Bereich statistischer Methoden;

Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Gesundheit und Gesundheitsverhalten bei Kindern und Jugendlichen; Gesundheitsförderung in Setting Schulen; Betriebliche Gesundheitsförderung; Gesundheit von Lehrpersonen; Evaluationsforschung; Statistik

Markus Hojni, Mag., Junior Researcher am Ludwig Boltzmann Institute for Health Promotion Research; Studium der Soziologie und Publizistik an der Universität Wien (Magisterium); Technische Physik an der TU Wien (nicht abgeschlossen);

Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Alters- und Jugendforschung (Forschungspraktikum), Umweltsoziologie und Religionssoziologie.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

5.2 Jugend und Sexualität

**Barbara Neudecker
Karlheinz Valtl**

1. Ausgangslage und Forschungsstand

Mit Schlagworten wie „Generation Porno“ oder „sexuelle Verwahrlosung“ wird das Thema Jugendsexualität in den letzten Jahren häufig charakterisiert und problematisiert. Es scheint, als würden die leichte Zugänglichkeit pornografischen Materials über Internet-Plattformen wie „Youporn“ oder „Redtube“, die einfache Verbreitung von Pornos über Handys, Rap-Songs mit pornografischen, frauenfeindlichen oder gewalttätigen Texten und immer höhere Gewaltbereitschaft zunehmend das Bild von jugendlicher Sexualität in unserer Gesellschaft prägen. Neben Klagen über den Werteverlust bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen wird aber auch vor einer konträren Entwicklung gewarnt: Heranwachsende mit Migrationshintergrund, die mit repressiven und überkommenen Werten in Bezug auf Sexualität und Partnerschaft aufwachsen und über sexualpädagogische Angebote häufig nur schwer zu erreichen sind. Die Aufmerksamkeit, die auf diese beiden Phänomene gerichtet ist, führt dazu, dass andere, unauffälligere Ausdrucksformen jugendlicher Sexualität oft übersehen werden.

Die Schwierigkeit, das Ausmaß dieser beiden Erscheinungsformen innerhalb der Diversität jugendlicher Sexualität zu verorten, hat auch damit zu tun, dass der Forschungsstand zur Jugendsexualität in Österreich immer noch spärlich ist.⁵¹ Während für Deutschland groß angelegte repräsentative quantitative Studien vorliegen, die z.T. als Wiederholungsbefragungen durchgeführt werden und dadurch auch Aussagen über Entwicklungstrends ermöglichen (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2002; Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2006; Bravo, 2009), haben österreichische Studien entweder einen regionalen Schwerpunkt und geben wenig Aufschluss über das gesamte Bundesgebiet oder erfassen nur eine kleine Stichprobe, sodass die Ergebnisse nicht repräsentativ sind.

Im Folgenden wird vor allem auf die österreichischen Daten der Erhebung von Weidinger/Kostenwein/Drunecky (2001) Bezug genommen, der gegebenenfalls Ergebnisse anderer Studien gegenübergestellt werden:

⁵¹ Für die vorliegende Expertise wurden Veröffentlichungen der letzten zehn Jahre herangezogen (2000-2009).

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Studie	Sample	Alter	Erhebungsverfahren
Weidiger/Kostenwein /Drunecky (2001) „Das erste Mal“	1044 österreichische Jugendliche und junge Erwachsene (66,5% w, 33,5% m)	12 – 26 Jahre	Langfassung schriftlich (N=503) oder Kurzfassung online (N=541)
Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2006) „Jugendsexualität“	2497 deutsche Jugendliche und ihre Eltern (60% w, 40% m)	14 – 17 Jahre	Kombination mündliche und schriftliche Befragung, Replikationsstudie zu Untersuchungen aus den Jahren 1980, 1994, 1996, 1998 und 2001
Bravo (2009) „Dr. Sommer Studie 2009. Liebe! Körper! Sexualität!“	1288 deutsche Jugendliche (keine Angabe zur Geschlechtsverteilung)	11 – 17 Jahre	Kombination mündliche und schriftliche Befragung, Replikationsstudie zur Untersuchung aus 2006
Brunner (2008) „Lust or trust“ Kada/Brunner (2006)	1089 Jugendliche und junge Erwachsene in Kärnten (66,9% w, 32,9% m) 32 Mädchen in Kärnten ⁵²	15 – 27 Jahre 16 – 19 Jahre	Schriftliche Befragung Leitfadeninterview
Schmied/Reidl (2008)	49 Burschen in Wien, Tirol und der Steiermark 19 Mädchen in Wien	12 – 18 Jahre 15 – 17 Jahre	Leitfadeninterview Fokusgruppen; Leitfaden

2. Jugendsexualität – empirische Befunde

Sexuelle Reife

Mit 12 Jahren hat die Hälfte der befragten Mädchen ihre erste Regelblutung bzw. die Hälfte der Burschen⁵³ ihren ersten Samenerguss erlebt. Rund 5% der Mädchen geben den Zeitpunkt ihrer Menarche mit 10 Jahren oder jünger an (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001). Die Studie der deutschen Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2006) stellt fest, dass die sexuelle Reife im Vergleich zu 1980 früher einsetzt, und dass Mädchen und Burschen, die früher sexuell reif sind, auch früher sexuell aktiv werden. 10% der Mädchen und 7% der Burschen fühlten sich beim Eintritt ihrer Menarche bzw. Ejakularche gänzlich unvorbereitet.

Sexuelle Erfahrungen

Die meisten Jugendlichen verfügen über sexuelle Erfahrungen: Erfahrungen mit Küssen oder Schmusen haben 77% der Mädchen und 81% der Burschen unter 14 Jahren. Nur 7% der befragten jungen Erwachsenen ab 18 Jahren haben noch nie geküsst. Mit 14 Jahren hat bereits die Hälfte der Mädchen und Burschen intimen Kontakt in Form von Petting (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001).

⁵² Es handelt sich um Teilstudien im Rahmen eines umfassenderen Forschungsdesigns.

⁵³ Die Begriffe „Burschen“ und „Jungen“ werden synonym verwendet

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

Abbildung 1: Sexuelle Erfahrung

Alter in Jahren	Alle	bis 14	14	15	16	17	ab 18
Erfahrungen mit...							
Küssen/Schmusen							
Mädchen (n=694)	87%	77%	79%	85%	93%	95%	93%
Jungen (n=350)	87%	81%	75%	80%	94% ⁵⁴	96%	93%
Intimerer körperlicher Kontakt/ Petting							
Mädchen	69%	28%	55%	68%	80%	89%	93%
Jungen	69%	48%	47%	59%	76%	83%	90%

Quelle: Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001

Wie Kromer (1999) kritisch anmerkt, richtet sich das Interesse Erwachsener an Jugendsexualität vor allem auf das Alter, in dem das „erste Mal“ stattfindet. Schmidt (2005) konstatiert, dass der Trend zur Vorverlegung des ersten Koitus abgenommen hat. Eine Ausnahme stellen Mädchen dar, die ihren ersten Geschlechtsverkehr früh, d.h. bis 16 Jahre, erleben. „Die allermeisten Jugendlichen, deutlich über 80 Prozent, haben ihren ersten Geschlechtsverkehr heute irgendwann zwischen fünfzehn und neunzehn Jahren, und diese große Varianz zeigt, dass die meisten die Fähigkeit und den Raum haben, ihr eigenes Maß, ihr eigenes Tempo zu finden“ (Schmidt, 2005, S. 18). In der Studie von Weidinger/Kostenwein/Drunecky hat die Hälfte der Jugendlichen mit etwa 16 Jahren ihren ersten Geschlechtsverkehr hinter sich. Rund 10% der unter 14jährigen Mädchen und Burschen sind bereits geschlechtsverkehrserfahren, und rund einem Viertel der jungen Erwachsenen ab 18 steht das „erste Mal“ noch bevor. Die 14- und 15jährigen Mädchen haben bereits häufiger Geschlechtsverkehr gehabt als die Burschen in dieser Altersgruppe. Bei den 16-Jährigen liegen die männlichen Jugendlichen voran, bei den 17-Jährigen die Mädchen, und bei den jungen Erwachsenen ab 18 Jahren kommt es zu einer Angleichung. Schmidt (2005) erklärt diesen Unterschied damit, dass Mädchen Partner bevorzugen, die etwas älter als sie sind.

Abbildung 2: Das „erste Mal“

Alter in Jahren	alle	bis 14	14	15	16	17	ab 18
Mädchen (n=694)							
Ja	44%	9%	26%	41%	48%	71%	74%
Nein	55%	90%	73%	57%	51%	28%	26%
Keine Angabe	1%	1%	1%	2%	1%	1%	0%
Jungen (n=350)							
Ja	46%	11%	23%	30%	53%	65%	76%
Nein	53%	85%	77%	69%	47%	35%	24%
Keine Angabe	1%	4%	0%	1%	0%	0%	0%

Antworten auf die Frage „Hast Du schon einmal mit jemandem geschlafen?“,
Quelle: Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001

⁵⁴ Im Original mit 64% angegeben, aus der Gesamtdarstellung geht allerdings hervor, dass 94% gemeint sein müssen.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Rund die Hälfte der Jugendlichen hatte vor dem „ersten Mal“ mit ihrem Partner bzw. ihrer Partnerin eine Beziehung von zumindest mehreren Monaten Dauer (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001). Nur 13% der Befragten lernten den ersten Sexualpartner bzw. die -partnerin erst Stunden, 14% einige Tage davor kennen. Ebenso wie in deutschen Studien (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2006; Bravo, 2009) ist in der österreichischen Befragung der Anteil flüchtiger Bekanntschaften bzw. fremder Partner/innen beim ersten Sex bei männlichen Jugendlichen deutlich höher als bei weiblichen. Für knapp 40% der Jungen und etwa ein Viertel der Mädchen war der erste Geschlechtsverkehr ungeplant und überraschend, während 29% aller weiblichen und 25% aller männlichen Jugendlichen schon im Vorhinein wussten, wann das „erste Mal“ sein wird (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2006). Bei mehr als der Hälfte der Burschen und bei 35% der Mädchen war es auch für den Partner bzw. die Partnerin der erste Geschlechtsverkehr. 12% hatten danach keine weitere Beziehung zu den ersten Sexualpartner/innen, während bei etwa 30% die gemeinsame Beziehung einige Monate oder länger andauerte. Fast ebenso viele sind zum Befragungszeitpunkt immer noch zusammen (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001). Burschen geben häufiger als Mädchen an, das „erste Mal“ als „aufregend und toll“ erlebt zu haben. Ein deutlicher Unterschied zwischen den Geschlechtern zeigt sich darin, dass 14% der Mädchen, aber nur 2% der Burschen das „erste Mal“ mit starken negativen Empfindungen verbinden (a.a.O.; vgl. dazu auch ähnliche Befunde bei Kada/Brunner, 2006; Brunner, 2008). In der Bravo-Studie (2009) gab sogar ein Viertel der Mädchen an, sich danach schrecklich oder unwohl gefühlt zu haben, fast ebenso viele fühlten sich verunsichert oder nachdenklich, 12% hatten Schmerzen oder waren verkrampft, 9% waren enttäuscht. Jungen äußerten diese Gefühle in weit geringerem Ausmaß. Das deutet entweder darauf hin, dass die realen Erfahrungen von Mädchen beim ersten Sex tatsächlich negativer sind als jene von Burschen, oder dass Mädchen diese Erfahrungen kritischer bewerten.

Sexuelle Erfahrungen mit Personen des eigenen Geschlechts hatten in der Studie von Weidinger/Kostenwein/Drunecky (2001) 13% der Mädchen und 7% der Burschen. Männliche Jugendliche lehnen homosexuelle Kontakte häufiger ab, während Mädchen öfter angeben, dies gerne ausprobieren zu wollen. „Das, was die Sexualforscher einmal die ‚passagere Homosexualität heterosexueller Jugendlicher‘ nannten, ist eine verschwindende Sexualform“ stellt Schmidt (2005, S. 20) fest und erklärt dies damit, dass früher als harmlos erlebte gleichgeschlechtliche Kontakte durch die zunehmende öffentliche Thematisierung von Homosexualität heute von Jungen eher als „schwul“ eingeschätzt und daher als die eigene Männlichkeit bedrohend empfunden werden. Keine der vorliegenden Studien geht speziell auf Jugendliche mit ausschließlich homosexuellen Kontakten ein.

Selbstbefriedigung wird nur von einem Drittel der Burschen und von 18% der Mädchen als wichtiger Bestandteil ihres Sexuallebens gesehen. Je älter die Befragten sind, um so eher halten sie Masturbation für etwas Natürliches (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001) und praktizieren sie. Schmidt (2005) zeigt auf, dass Selbstbefriedigung seit den 1950er Jahren vor allem bei den Mädchen deutlich angestiegen ist.

In Hinblick auf die aktuelle Diskussion um den Pornokonsum Jugendlicher wurde in der Bravo-Studie (Bravo, 2009) erhoben, dass 69% aller befragten Jungen und 57% aller Mädchen schon „pornografische“ Bilder oder Filme gesehen haben (wobei offen bleibt, was

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

darunter verstanden wird). Die Hälfte der Jugendlichen sieht sich Pornos mit Freund/innen an, um Spaß zu haben, nur ein Drittel konsumiert sie alleine. Die Hälfte kennt Pornos aus dem Fernsehen, und 38% besuchen aktiv entsprechende Seiten im Internet. Nur 8% aller Jungen und 1% der Mädchen nutzen Pornos regelmäßig. Die Hälfte der Mädchen lehnt Pornos ab und findet sie abstoßend, aber mehr als die Hälfte der Jungen findet sie erregend. Knapp die Hälfte der Burschen meint, von Pornos etwas lernen zu können. Dies entspricht dem Befund von Weidinger/Kostenwein/Drunecky (2001), dass Pornos von vielen Burschen und vor allem jüngeren Jugendlichen als Aufklärungsmedium gesehen werden. Schmidt (2009) weist darauf hin, dass ein Zusammenhang zwischen jugendlichem Pornografiekonsum und „pornografisiertem“ Sexualverhalten im Erwachsenenalter bis jetzt nicht nachgewiesen werden konnte.

Aufklärung

Die Mehrheit der Jugendlichen betrachtet sich in sexuellen Angelegenheiten als aufgeklärt, wobei Jugendliche unter 14 Jahren sich häufiger als nicht oder wenig aufgeklärt bezeichnen. Diese Selbsteinschätzung ist allerdings trügerisch: Nur rund 20% der Befragten können korrekt angeben, wann die fruchtbaren Tage im Zyklus einer Frau sind (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001), und in der Bravo-Studie halten 21% der Befragten „Aufpassen“ für eine sichere Verhütungsmethode (Bravo, 2009). Für beide Geschlechter sind Gespräche die wichtigste Aufklärungsquelle, gefolgt von Zeitschriften bei Mädchen und der Schule bei Burschen. Burschen sammeln ihre Kenntnisse häufiger als Mädchen durch eigenes Ausprobieren, Fernsehen und sexualpädagogische Vorträge – vor allem aber durch Pornografie (41% der Jungen vs. 5% der Mädchen). Die wichtigsten Gesprächspartner/innen sind für beide Geschlechter Freund/innen (75% der Befragten) sowie die eigene Mutter (45% der Mädchen, 24% der Jungen). Eine wichtige Rolle spielen für je rund 20% auch der derzeitige Partner bzw. die Partnerin sowie Lehrer/innen. Die Väter sind nur für 18% der männlichen und 8% der weiblichen Befragten von Bedeutung, was v.a. bei den Jungen ein starkes Defizit an männlichen Leitfiguren deutlich werden lässt. 84% der Befragten wünschen sich mehr Information, vor allem über sexuelle Praktiken, Geschlechtskrankheiten, Beziehung und Schwangerschaftsabbruch – gerade jene Themen, die in der schulischen Sexualpädagogik unterrepräsentiert sind. 4% der Mädchen und 8% der Burschen haben zum Befragungszeitpunkt niemanden, mit dem sie über sexuelle Fragen sprechen können (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001; in Bravo, 2009 sogar 12% der Befragten). 79% der Jugendlichen haben die Möglichkeit, mit ihren Eltern offen über Liebe und Sexualität zu sprechen, aber nur 56% wollen das auch. Beachtlicherweise haben 68% der koituserfahrenen Jugendlichen ihren Eltern vom „ersten Mal“ erzählt (Bravo, 2009). Mehr Mädchen als Buben werden durch die Eltern aufgeklärt, und auch Verhütungsempfehlungen erfolgen geschlechtsspezifisch: Burschen wird von ihren Eltern häufiger das Kondom, Mädchen die Pille nahe gelegt, wobei Mädchen in vielen Fällen geraten wird, zusätzlich ein Kondom zu benutzen (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2006).

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Verhütung

Die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen achtet auf Verhütung. 12% der Befragten haben bei ihrem „ersten Mal“ nicht oder unsicher verhütet (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001). Das Kondom ist mit Abstand das häufigste Verhütungsmittel beim ersten Geschlechtsverkehr, mit zunehmender sexueller Erfahrung wird stattdessen häufiger die Pille verwendet (Brunner, 2008). Brunner (2008) weist auch darauf hin, dass es bei Gelegenheitssex bei mehr als einem Drittel der Befragten keine verhütungsbezogene Kommunikation mit dem Sexualpartner bzw. der -partnerin gibt. Sexualpädagogisch relevant ist, dass Wissen über Verhütung und mögliche Risiken oft nicht entsprechend in Verhalten umgesetzt wird (Kada/Brunner, 2006; Schmied/Reidl, 2008). Dennoch lässt sich feststellen, dass der Anteil nicht oder unsicher verhütender Jugendlicher rückläufig ist (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2006). In der Bravo-Studie geben allerdings 28% der Befragten an, schon einmal Geschlechtsverkehr ohne Verhütung gehabt zu haben, was immerhin einer Verdoppelung gegenüber der Vorgängerstudie von 2006 entspricht (Bravo, 2009).

Beziehung und Partnerschaft

Die meisten Jugendlichen haben Erfahrung mit Partnerschaften. In der Studie von Weidinger/Kostenwein/Drunecky (2001) geben bereits 85% der Mädchen und 79% der Burschen im Alter von 14 Jahren an, schon einmal einen Freund bzw. eine Freundin gehabt zu haben. Mit 18 Jahren haben nur 5% der befragten Mädchen und 10% der Burschen diese Erfahrung noch nicht gemacht. Niedriger sind die Werte hingegen in der Bravo-Studie: 64% der 14-jährigen Mädchen und 52% der gleichaltrigen Jungen hatten bereits ihre erste Beziehung (Bravo, 2009). Dort wird auch darauf hingewiesen, dass hier im Vergleich zur Befragung drei Jahre zuvor eine Vorverlagerung zu beobachten ist. Hatten damals die meisten Jugendlichen zwischen 14 und 16 Jahren ihre erste Beziehung, sind es nun die 13- bis 15-Jährigen. Die Dauer der ersten Beziehung beträgt bei drei Viertel der Befragten durchschnittlich drei Monate (a.a.O.).

Auch wenn die Vorverlagerung der sexuellen Erfahrungen zum Stillstand gekommen ist, werden romantische Gefühle immer früher von Bedeutung: In der Bravo-Studie gaben 53% der 11-jährigen Mädchen und 32% der gleichaltrigen Jungen an, schon einmal verliebt gewesen zu sein. Damit verlieben sich beide Geschlechter deutlich früher als in der Befragung drei Jahre zuvor (25% der Mädchen, 5% der Jungen; Bravo, 2009). Je 17% der 11-Jährigen geben an, schon einen Freund bzw. eine Freundin gehabt zu haben (gegenüber 12% der Mädchen und 2% der Jungen in der früheren Studie).

TEIL A - KAPITEL 5: GESUNDHEIT - RISKANTES VERHALTEN - DELINQUENZ

Abbildung 3: Verliebt sein und Beziehung

Alter in Jahren	11	12	13	14	15	16	17
Hast du schon mal jemanden richtig toll gefunden?							
Mädchen	63%	71%	85%	89%	94%	95%	98%
Jungen	46%	67%	88%	81%	87%	94%	96%
Warst du eigentlich schon mal verliebt?							
Mädchen	53%	57%	82%	89%	88%	91%	97%
Jungen	32%	39%	62%	63%	79%	84%	85%
Hattest du schon eine feste Freundin/einen festen Freund?							
Mädchen	17%	27%	42%	64%	63%	75%	85%
Jungen	17%	22%	38%	52%	51%	69%	76%
Quelle: Bravo, 2009; n=1228							

Für 62% der befragten Mädchen und 40% der Burschen kommt es nicht in Frage, ohne verliebt zu sein mit jemandem zu schlafen (a.a.O.). One-Night-Stands werden von 75% der Mädchen und 56% der Jungen ohne Koituserfahrung abgelehnt; mit zunehmender sexueller Erfahrung reduziert sich diese Zahl auf 52% bei den Mädchen und 24% bei den Jungen. 87% der Mädchen und 75% der Burschen lehnen Fremdgehen ab, wobei der Anteil bei Jugendlichen mit sexueller Erfahrung etwas geringer ist (a.a.O.).

Kromers Resümee im 3. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich, „Jugendsexualität ist Beziehungssexualität“ (Kromer, 1999, S. 26) – in den meisten Fällen gelebt als „serielle Monogamie“ –, ist auch zehn Jahre danach noch zutreffend. „Jugendliche (...) betrachten Sexualität heute überwiegend als wechselseitig befriedigendes, reziprokes und verbindendes Handeln und Erleben innerhalb einer festen Beziehung“ (Schmidt, 2005, S. 18).

Sexuell übertragbare Krankheiten/AIDS

Im Schatten von HIV/AIDS werden andere sexuell übertragbare Krankheiten wie Gonorrhö und Syphilis in Österreich weniger beachtet, sind aber seit den 1990er Jahren wieder im Zunehmen. Brunner (2008) weist darauf hin, dass Jugendliche und junge Erwachsene für Infektionen besonders gefährdet sind, da sie im Rahmen der „seriellen Monogamie“ mehrere Sexualpartner/innen haben, die Gefährdung aber nicht ausreichend ernst nehmen. Auch in Bezug auf HIV-Infektionen sind Jugendliche aufgrund ihres inkonsistenten Kondomgebrauchs als besonders gefährdete Gruppe zu betrachten, da ungeschützter heterosexueller Geschlechtsverkehr zu einem Hauptübertragungsweg geworden ist. In festen Partnerschaften neigen Jugendliche dazu, andere Verhütungsmittel als das Kondom zu verwenden, da von der Treue der Partnerin bzw. des Partners ausgegangen wird (a.a.O.). Während das mit dem Human-Papilloma-Virus verbundene Gesundheitsrisiko in den letzten Jahren durch die Möglichkeit einer – durchaus umstrittenen – Impfung medial thematisiert wurde, ist das Bewusstsein für andere STDs wie Hepatitis, Chlamydien oder Herpes wenig ausgeprägt.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Teenager-Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbrüche

Die Zahl von Teenager-Schwangerschaften ist weiterhin rückläufig: Im Jahr 2008 waren nur 7 Mütter der 77.742 in Österreich geborenen Kinder unter 15 Jahren alt (0,009%, Statistik Austria, 2009), im Jahr 1998 waren es noch 0,017% (Kromer, 2002). Auch der Anteil der 15-19-jährigen Mütter nimmt ab (Statistik Austria, 2009), liegt aber immer noch höher als etwa in Deutschland, Frankreich oder der Schweiz (United Nations Population Fund, 2008). Da Schwangerschaftsabbrüche in Österreich nicht zentral erfasst werden, lassen sich über Abtreibungen bei jungen Mädchen und Frauen keine genauen Angaben machen. Kromer (2002) konstatiert aufgrund der gemeldeten Abbrüche in Spitälern einen Rückgang sowohl bei Abtreibungen im Allgemeinen als auch speziell bei weiblichen Jugendlichen. Nach Schätzungen lassen 17,5 von 1000 15- bis 19-Jährigen eine Abtreibung vornehmen (dieStandard.at, 2008). Eine deutsche Studie (Matthiesen u.a., 2009) zeigt auf, dass Teenager-Schwangerschaften zu 90% ungeplant sind und zu 60% mit einem Abbruch enden. Drei Viertel der Jugendlichen, die abtreiben, sind 16 oder 17 Jahre alt. 2,4% aller deutschen Mädchen werden vor ihrem 18. Geburtstag schwanger. Mädchen, die eine schlechtere Schulbildung haben, sozial benachteiligt sind oder früh sexuell aktiv werden, sind häufiger betroffen.

Sexuelle Gewalt bei Jugendlichen

Nach wie vor fehlen für Österreich aussagekräftige und repräsentative Studien über das Ausmaß sexueller Gewalt gegen Mädchen und Burschen. Die Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (2006) erhob, dass 13% der befragten Mädchen und 3% der Jungen gegen ihren Willen zu Zärtlichkeiten oder sexuellen Handlungen gezwungen wurden, dabei ist von einer höheren Dunkelziffer auszugehen. Auch kriminalstatistische Daten helfen nicht weiter, da nur ein geringer Bruchteil aller Delikte zur Anzeige kommt. Seit 2002 ist der § 207b StGB „Sexueller Missbrauch von Jugendlichen“ (als Ersatz für den abgeschafften „Schwulenparagraphen“ § 209 StGB) in Kraft. Er betrifft Delikte gegen 14- bis 16-Jährige (bzw. teilweise bis 18-Jährige), ist aber auch nur wenig aussagekräftig, da viele einschlägige Handlungen mit Opfern in dieser Altersgruppe unter andere Tatbestände fallen (z.B. „sexueller Missbrauch von Unmündigen“, wenn die Tathandlung vor dem 14. Lebensjahr begonnen hat, oder „Vergewaltigung“). Zudem steht einer ohnehin geringen Zahl von Anzeigen (82 im Jahr 2007; BM.I, o.J.) eine noch geringere Anzahl von Verurteilungen (12 im Jahr 2007, a.a.O.) gegenüber. Viele der angezeigten Fälle dürften homosexuelle Kontakte betreffen. Die vage Formulierung des Paragraphen sowie die Praxis der Rechtsprechung an den Gerichten können als Hinweis auf die Unsicherheit im Umgang mit jugendlicher Sexualität, ihrer selbstbestimmten Ausübung und ihrer Schutzbedürftigkeit gelten. Vor allem jugendliche Mädchen erleben bei Gericht immer wieder, dass ihnen nicht geglaubt oder eine Eigenbeteiligung unterstellt wird, besonders, wenn es sich bei dem Täter oder den Täterinnen ebenfalls um Jugendliche handelt. Eine positive Entwicklung stellt die 2008 in Kraft getretene Novelle zur Strafprozessordnung dar, die eine Verbesserung der Opferrechte beinhaltet, z.B. das Recht auf Prozessbegleitung für Opfer von Sexualdelikten.

3. Empfehlungen für Politik, Forschung und Praxis

Gegen eine rein quantitative Darstellung empirischer Befunde lässt sich einwenden, dass die Auflistung von Befragungsergebnissen und Prozentwerten leicht vergessen lässt, dass dahinter junge Menschen mit Gefühlen, Wünschen, Plänen, Phantasien, Ängsten, Bedürfnissen und Trieben stehen.

Die hier referierten Studienergebnisse erscheinen daher bisweilen oberflächlich, zusammenhanglos oder widersprüchlich. Dies liegt nicht nur an der Kürze der vorliegenden Darstellung, sondern zeigt auch ein Manko im Bereich der Forschung auf: Es gibt wenig aktuelle Daten zur Sexualität Jugendlicher in Österreich, und die vorliegenden Untersuchungen sind aufgrund unterschiedlicher Stichproben, Erhebungs- und Auswertungsmethoden nur schwer vergleichbar. Viele Untersuchungsergebnisse werden zwar deskriptiv dargestellt, aber nicht umfassend interpretiert, diskutiert und in einen größeren Zusammenhang gestellt. Anders als in Deutschland gibt es für Österreich keine Wiederholungsbefragungen, die zuverlässige Erkenntnisse über Trends im Zeitvergleich erlauben. Vor allem aber fehlen Untersuchungen, die differenzierte Aussagen über unterschiedliche Lebenswelten und soziokulturelle Besonderheiten österreichischer Jugendlicher ermöglichen (als positives Gegenbeispiel vgl. die deutsche Untersuchung von Dannenbeck/Stich, 2002). Drei Gruppen Jugendlicher und junger Erwachsener, die besondere Herausforderungen an die Sexualpädagogik stellen, sollen hier exemplarisch angeführt werden:

Jugendliche aus ländlichen Regionen: Viele sexualpädagogische Angebote, Beratungsstellen u.ä. erreichen vor allem Jugendliche, die in oder in der Nähe von Städten aufwachsen. Welche Bedürfnisse Jugendliche haben, die in ländlichen Gebieten leben, ob und wie sie sich in Hinblick auf ihre sexuellen Erfahrungen von Heranwachsenden in der Stadt unterscheiden, und mit welchen Angeboten sie erreichbar wären, ist noch nicht ausreichend erforscht. Hier eröffnen sich v.a. durch die Nutzung Neuer Medien aktuelle Chancen.

Jugendliche mit Migrationshintergrund: Jugendliche aus Kulturkreisen, in denen noch traditionelle Sexual- und Geschlechterordnungen vorherrschen, so stellt Schmidt (2005, S. 19) für Deutschland fest, „übernehmen diese Ordnungen oder fügen sich ihnen (...). Oder sie übernehmen die Werte oder Vorstellungen ihrer deutschen Peers und geraten dann in heftige innere oder familiäre Konflikte“. Wenn in Untersuchungen auf kulturelle Unterschiede eingegangen wird, so wird häufig nur erhoben, ob ein Migrationshintergrund vorliegt oder aus welchem Land die Jugendlichen stammen bzw. welcher Konfession sie angehören. Eine differenzierte Betrachtung wie zum Beispiel, mit welchen kulturellen Werten sich diese Jugendlichen identifizieren bzw. welchen Stellenwert religiöse Normen für ihre Sexualität haben, wird in Studien zur Jugendsexualität kaum erhoben. Ein kultursensibler Zugang wäre nicht nur für sexualpädagogische Angebote wichtig (vgl. Schmied/Reidl, 2008), sondern auch für die Erstellung von Studien, die der (Sexual-)Pädagogik als Grundlage dienen können. Nicht zuletzt sind differenzierende empirische Befunde die Voraussetzung dafür, dass pauschalisierenden Aussagen wie „Türkische Mädchen dürfen nicht am Aufklärungsunterricht teilnehmen“ etwas entgegengesetzt werden kann.

Junge sexuell erfahrene Mädchen: Mädchen, die ihren ersten Geschlechtsverkehr mit 14 Jahren oder jünger hatten, kannten ihren ersten Sexualpartner im Vergleich zu älteren Mädchen häufiger kaum oder nicht, halten im Nachhinein den Zeitpunkt des ersten Geschlechtsverkehrs eher für zu früh, informieren ihre Mütter seltener darüber, verhüten

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

häufiger durch bloßes „Aufpassen“, haben ein schlechteres Körperempfinden und waren häufiger noch nicht bei der Frauenärztin bzw. beim Frauenarzt (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2006) und empfinden häufiger negative Gefühle in Bezug auf das „erste Mal“ als ältere Mädchen (Weidinger/Kostenwein/Drunecky, 2001). Sie stellen eine besonders vulnerable Gruppe dar, die noch besser erforscht werden muss, damit deutlich wird, wie sie am besten unterstützt werden kann.

Auch die sexuelle Entwicklung und die Bedürfnisse von homosexuellen Mädchen und Jungen sowie von Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen sind noch nicht ausreichend erforscht. Helfferich (2008) sieht vor allem bei den Themen Migration und Neue Medien zusätzlichen Forschungsbedarf. Sie empfiehlt für die Forschung zu Jugendsexualität eine Kombination von standardisierter und qualitativer Forschung (wie er z.B. für die Kärntner Studie „Lust or trust“ gewählt wurde; Brunner, 2008; Kada/Brunner, 2006).

Eine wichtige Herausforderung für sexualpädagogische Forschung wie auch für die pädagogische Praxis und die Jugendpolitik besteht darin, sexuelle Phänomene nicht isoliert zu betrachten, sondern sie in einem umfassenden Zusammenhang zu sehen: So ist z.B. zu fragen, ob die eingangs plakativ zitierte „sexuelle Verwahrlosung“ Jugendlicher als eigenständiges Symptom zu werten und zu behandeln ist, oder ob sie nicht vielmehr eine Erscheinungsform eines allgemeineren sozialen und pädagogischen Problems darstellt.

Die Beschäftigung mit Jugendsexualität stellt eine Gratwanderung dar: Einerseits gilt es, gefährdete „Risikogruppen“ und besonders Besorgnis erregende Entwicklungen zu identifizieren, andererseits muss eine Skandalisierung und Diffamierung jugendlicher Lebensformen vermieden werden. Wie schon in der Vergangenheit erregt die Sexualität junger Menschen die Gemüter der Erwachsenen. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Großteil der heutigen Teenager Sexualität verantwortungsbewusst lebt – sogar verantwortungsbewusster als die Generationen zuvor.

Wie ambivalent die Sexualität Jugendlicher von der Erwachsenenwelt erlebt wird, soll mit einem Beispiel aus dem juristischen Bereich deutlich gemacht werden: Die gesetzlichen Bestimmungen, bis wann sexuelle Handlungen mit Heranwachsenden unter Strafe gestellt werden, sind einigermaßen verwirrend und variieren – abhängig vom Alter des Partners bzw. der Partnerin – vom 12. bis zum 14. Lebensjahr. Hier zeigt sich die Unsicherheit, sexuelle Entwicklung einerseits in einen schützenswerten Schonraum verlegen, andererseits Jugendlichen aber auch Freiheit im Ausleben ihrer Sexualität gewähren zu wollen. In der Gerichtspraxis wird bei Sexualdelikten mit jugendlichen Täter/innen deutlich, dass häufig Wissen darüber fehlt, wann ein sexueller Gewaltakt als „Lausbubenstreich“ und wann als Beginn einer frühen Täter/innenkarriere zu werten ist. Hier wären nicht nur intensive Fortbildungsmaßnahmen für die betroffenen Berufsgruppen erforderlich, sondern auch Behandlungsprogramme für jugendliche Täter/innen, die im gesamten Bundesgebiet verfügbar sind und finanziell abgesichert arbeiten können.

Schmied/Riedl (2008) heben in ihrer Studie hervor, dass die Finanzierung sexualpädagogischer Projekte häufig ungenügend und unsicher ist und dass bewährte Angebote mangels öffentlicher Unterstützung oft nicht fortgesetzt werden können. Dies führt auch zu einer hohen Fluktuation bei den Projekt-Mitarbeiter/innen.

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

Wünschenswert ist nicht nur eine gesicherte öffentliche Finanzierung sexualpädagogischer Projekte, sondern auch die öffentliche Förderung von sexualpädagogischer Aus- und Weiterbildung sowohl für sexualpädagogisch Tätige im Besonderen als auch für pädagogische Berufsgruppen im Allgemeinen.

Bei der Gestaltung von sexualpädagogischen Angeboten wird auch zu berücksichtigen sein, wie sich der Wandel der Geschlechterrollen in Zukunft auf das Erleben und Verhalten von Mädchen und Burschen auswirken wird. Derzeit scheinen Mädchen diesen Wandel eher nützen zu können, indem ein Teil von ihnen den weiblichen Verhaltensspielraum durch die Hinzunahme traditionell „männlicher“ Haltungen (wie etwa die Übernahme sexueller Initiative, Lustorientierung, einer höheren Anspruchshaltung in Bezug auf sexuelle und Beziehungsqualität) ausweiten kann. Burschen sind nicht nur durch das Aufweichen vertrauter männlicher Rollenbilder verunsichert, sondern müssen auf die neuen Forderungen der Mädchen reagieren. Manche tun dies, indem sie zu den alten Rollenbildern zurückkehren bzw. diese auf gewalttätige Weise wiederherstellen wollen. Aber auch für Mädchen sind diese Entwicklungen mit Risiken verbunden, wie etwa dem zunehmenden Druck, sich ebenso wie ihre männlichen Altersgenossen sexuell „leistungsfähig“ zeigen zu müssen (hierbei zeigt sich der Normen bildende Einfluss medialer Bilder von Sexualität).

Sexualpädagogische Bemühungen bedürfen einer ganzheitlichen Konzeption: In Anbetracht der Bedeutung von Sexualität in den Medien für die Aufklärung ist die Vermittlung von Medienkompetenz (z.B. das Unterscheiden verlässlicher und nicht verlässlicher Quellen) von hoher Bedeutung. Das mediale Überangebot an Sexualität macht es auch erforderlich, Heranwachsende dabei zu unterstützen, nicht nur fremde und unrealistische Normen zu übernehmen, sondern eigene Werthaltungen zu entwickeln. Kommunikations- und Verhandlungskompetenzen müssen gefördert werden, damit Jugendliche etwa lernen, die Verwendung von Verhütungsmitteln besser auszuhandeln, oder damit vor allem Mädchen besser in der Lage sind, sich gegen unerwünschte sexuelle Handlungen abzugrenzen, was ihnen vor allem in Partnerschaften häufig schwer fällt. Der Befund, dass vor allem immer mehr Mädchen mit ihrem Körper und ihrem Aussehen unzufrieden sind (Bravo, 2009; Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, 2006), führt zu der Forderung, die Entwicklung einer positiven Beziehung zum eigenen Körper als zentrales Thema in die Sexualpädagogik aufzunehmen.

Dabei ist sexuelle Bildung umfassend als ein Teil der allgemeinen Bildung zu verstehen (vgl. Valet, 2008). Eine Investition in diesen Bereich verhindert nicht nur Teenager-Schwangerschaften und Geschlechtskrankheiten, sondern dient dazu, die gesamte Entwicklung junger Menschen nachhaltig zu unterstützen. Dabei liegt auf der Hand, dass die Grundlagen sexueller Bildung weit vor dem Erreichen sexueller Reife in der Pubertät gelegt werden müssen.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Literatur

- Bauer Media Group (2009): Bravo Dr.-Sommer-Studie. Liebe! Körper! Sexualität! München: Heinrich Bauer Smaragd KG (zitiert als: Bravo 2009)
- BM.I (o.J.): Kriminalstatistik des BM.I für das Jahr 2007. http://www.bmi.gv.at/cms/BK/publikationen/krim_statistik/files/2007/Jahresstatistik_2007.pdf [25.8.2009]
- Brunner, E. (2008): Jugendsexualität heute: Schutzverhalten zwischen Lust und Vertrauen. Saarbrücken: Vdm
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2002): Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Ergebnisse der Repräsentativbefragung aus 2001. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (Hrsg.) (2006): Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Ergebnisse der Repräsentativbefragung aus 2005. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- Dannebeck, C./Stich, J. (2002): Sexuelle Erfahrungen im Jugendalter. Aushandlungsprozesse im Geschlechterverhältnis. Eine qualitative Studie im Auftrag der BZgA. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- dieStandard.at (2008): Trend zu mehr Abtreibungen bei Mädchen? 11. Juni 2008. http://diestandard.at/fs/1207285795479/Nachlese-Trend-zu-mehr-Abtreibungen-bei-Maedchen?sap=2&_seite=4 [25.8.2009]
- Helfferrich, C. (2008): Empirische sexualpädagogische Forschung im Themenfeld Jugendsexualität. In: Schmidt, R.-B./Sielert, U. (Hrsg.): Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim und München: Juventa, 53-66
- Kada, O./Brunner, E. (2006): Zwischen Neugier und Angst. Emotionen und sexuelles Risiko-verhalten von Mädchen beim ersten Mal. http://psydok.sulb.uni-saarland.de/volltexte/2006/770/pdf/Psydok_Kada&Brunner.pdf [1.8.2009]
- Kromer, I. (1999): Vom Anbandeln, Schmusen und Miteinanderschlafen. Jugendsexualität in den 90er Jahren. Themenauszug aus dem 3. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz
- Kromer, I. (2002): Jugendsexualität in der empirischen Forschung. In: Magistrat der Stadt Wien, Bereichsleitung für Gesundheitsplanung und Finanzmanagement (Hrsg.): Wiener Jugendgesundheitsbericht 2002. Wien: Magistrat der Stadt Wien, 203-237
- Matthiesen, S. u.a. (2009): Schwangerschaft und Schwangerschaftsabbruch bei minderjährigen Frauen. Eine Studie im Auftrag des Bundesverbands der pro familia, gefördert durch die BZgA. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung
- Schmidt, G. (2005): Jugendsexualität. EU Ethik & Unterricht, 16, 16-21
- Schmidt, G. (2009): Fantasien der Jungen, Phantasmen der Alten. Forum Sexualaufklärung und Familienplanung, Heft 1-2009, 27-32
- Schmied, G./Reidl, Ch. (2008): Männliche Jugendliche. Sexualität und Aufklärung. Wien: Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung
- Statistik Austria (2009): Lebendgeborene seit 2001 nach Altersgruppen der Mutter und Bundesland. http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/geburten/index.html [25.8.2009]
- United Nations Population Fund (2008): State of World Population. New York: United Nations Population Fund
- Valti, K. (2008): Sexuelle Bildung: Neues Paradigma einer Sexualpädagogik für alle Lebensalter. In: Schmidt, R.-B./Sielert, U. (Hrsg.): Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung. Weinheim und München: Juventa, 125-140
- Weidinger, B./Kostenwein, W./Drunecky, G. (2001): Das erste Mal. Sexualität und Kontrazeption aus der Sicht der Jugendlichen. <http://www.oegf.at/dokumente/erstesmalstudie.pdf> [1.8.2009]

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

DIE AUTORIN, DER AUTOR:

Mag.^a **Barbara Neudecker**, MA; Pädagogin, psychoanalytisch-pädagogische Erziehungsberaterin, in Ausbildung zur Psychotherapeutin (IP); Lehrbeauftragte an den Universitäten Wien und Innsbruck, Mitarbeiterin der Beratungsstelle Tamar für sexuell missbrauchte Mädchen und Frauen (Wien), Mitarbeit an mehreren Forschungsprojekten, eigene Praxis.

Dr. **Karlheinz Valtl**; Pädagoge/Psychologe, Dozent und langjähriger Vorsitzender des Instituts für Sexualpädagogik Dortmund (isp), Lehrbeauftragter an der Universität Wien, selbständiger Referent und Coach; Mitarbeit an mehreren Forschungsprojekten und zahlreiche Veröffentlichungen zur Sexualpädagogik, Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Gesellschaft für Sexualpädagogik (gsp).

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

5.3 Sucht

Stephan Sting

Suchtentwicklungen stellen in Österreich eine gravierende Gesundheitsbelastung dar. Nach Schätzungen sind ca. 850.000 Österreicher/innen von einer Nikotinabhängigkeit, 350.000 von einer Alkoholabhängigkeit, 10-60.000 von pathologischem Spielverhalten („Spielsucht“) und 20-30.000 von einer Opiatabhängigkeit betroffen (vgl. Seyer u.a. 2008). In welchem Ausmaß hieran allerdings Jugendliche und junge Erwachsene beteiligt sind, ist schwer abzuschätzen, da die Suchtdiskussion insgesamt von einer Problemverschiebung geprägt ist: Neue Verhaltensphänomene im Bereich des Substanzkonsums, des Mediengebrauchs oder der sozialen Praktiken, die sich in der Gesamtbevölkerung ausbreiten, werden schnell mit einem auf Kinder und Jugendliche bezogenen Problemdiskurs verknüpft. Damit geht eine Tendenz einher, in der Erwachsenenengesellschaft tabuisierte Problem- und Praxisbereiche wie Sucht auf das Jugendalter zu projizieren. Die Aufmerksamkeit auf jugendliche Sucht-Moden lenkt so von den Rauscherfahrungen und Suchtproblemen der Erwachsenen ab. Dies wird dadurch legitimiert, dass die Jugendphase das Einstiegsalter in unterschiedliche Formen des Substanzkonsums sei und dass in dieser Lebensphase handlungsbestimmende Lebensstile herausgebildet würden, was eine gesundheitspräventive Einflussnahme notwendig mache (vgl. Homfeldt/ Sting 2006, 131). Zugleich zeichnet sich das Jugendalter durch zum Teil auffällige, jugendspezifische Konsumpraktiken aus, die das Bild der „gefährdeten Jugend“ öffentlichkeitswirksam reaktivieren und den Ruf nach besonderen Schutz- und Kontrollmaßnahmen nach sich ziehen.

Vor diesem Hintergrund sollen zunächst suchtrelevante Praktiken und Verhaltensweisen von Jugendlichen in Österreich analysiert werden. Anschließend geht es um eine differenzierte Betrachtung der Phänomene „Rausch“, „Sucht“ und „Abhängigkeit“ im Kontext der gesellschaftlich etablierten Rausch- und Drogenkultur und im Hinblick auf entwicklungsbezogene Praxisformen Jugendlicher. Im letzten Abschnitt soll die Relevanz exemplarischer Konzepte der Suchtprävention für das Jugend- und junge Erwachsenenalter eingeschätzt werden, um schließlich Empfehlungen für einen angemessenen, jugendorientierten Umgang mit Suchtproblemen abzuleiten.

1. Substanzkonsum und Suchtprobleme

Mit der Suchtthematik wird zunächst der Konsum psychoaktiver Substanzen in Verbindung gebracht. Dazu zählen die legalen Substanzen Tabak, Alkohol und Medikamente und illegale Substanzen wie Cannabis, Ecstasy, Amphetamine, Kokain, Heroin, Schnüffelstoffe und biogene Drogen. Eine wesentliche Unterscheidung besteht zwischen Substanzkonsum und Sucht. In den meisten Fällen bleibt der Konsum der verschiedenen Substanzen relativ unproblematisch, wobei der Übergang zu süchtigem Verhalten unklar und die Indizien dafür vielfältig und ungewiss sind.

Rauchen

Der Tabakkonsum gilt weltweit als das größte vermeidbare Gesundheitsrisiko (vgl. Currie et al. 2008, 119). Darüber hinaus kann Rauchen als „Einstiegsdroge“ betrachtet werden, da es eine „Einübung in Suchtmittel-affine Lebensstile“ beinhaltet (Dür/Griebler 2007, 40).

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Da die meisten erwachsenen Raucher/innen vor dem 20. Lebensjahr begonnen haben, ist das Jugendalter als Einstiegsphase relevant. Der Anteil der täglichen Raucher/innen beträgt bei den 15-Jährigen laut österreichweiter Repräsentativerhebung 2004 33% (BMGF 2005, 92ff.), laut HBSC-Studie 2005/06 nur 20,1% (Dür/Griebler 2007, 41). Die höchsten Werte finden sich bei den 19-39-Jährigen mit 40-44% täglichen Raucher/innen; mit höherem Alter geht der Raucher/innen-Anteil zurück.

Es lässt sich eine Vorverlagerung des Einstiegs in den Tabakkonsum erkennen, der von Uhl u.a. als Ergebnis einer generellen sozialen und biologischen Vorverlagerung des Übertritts in die Adoleszenzphase erklärt wird (vgl. BMGF 2005, 95f.). In den 1990er Jahren ist eine Zunahme des Tabakkonsums bei den 11- bis 15-Jährigen zu verzeichnen, der zu großen Teilen mit der Angleichung der Geschlechter im Konsumverhalten zusammenhängt. Inzwischen lassen sich keine relevanten Geschlechtsunterschiede mehr im Tabakkonsum feststellen. Dagegen ist eine Differenz nach Bildungsstatus erkennbar, nach der Jugendliche und Personen mit Matura weniger rauchen als diejenigen mit Fachschule, Lehre oder Pflichtschulabschluss (BMGF 2005, 97). Seit 1998 geht der Tabakkonsum unter Jugendlichen zurück, was sich in einen gesamtgesellschaftlichen Rückgang des Rauchens einfügt (vgl. Seyer u.a. 2008, 13ff.). Der Rückgang des Rauchens bei gleichzeitiger Vorverlagerung des Rauchbeginns widerspricht der These, dass ein früher Einstieg die Gefahr einer Suchtentwicklung erhöht. Im internationalen Vergleich ist der Raucher/innenanteil unter den österreichischen Jugendlichen allerdings sehr hoch. Unter den 41 an der HBSC-Studie beteiligten Ländern steht Österreich bei den 15-Jährigen an dritter Stelle (Currie et al. 2008, 121).

Alkohol

In den letzten drei Jahrzehnten lässt sich in Österreich ein Rückgang des Alkoholkonsums erkennen. Dennoch bleibt Alkohol die „Kulturdroge Nr. 1“. 97% der Österreicher/innen ab 14 Jahren sind alkoholerfahren; problematische Konsumformen häufen sich bei Männern zwischen 35 und 65 Jahren, bei Frauen bereits zwischen 14 und 35 Jahren, wobei Männer trotz Angleichungstendenzen nach wie vor deutlich mehr Alkohol konsumieren als Frauen. Insgesamt wächst die Zahl der täglichen Konsumenten/innen bis ins hohe Alter kontinuierlich an (vgl. BMGF 2005, 4ff., 47). Die Bevölkerungsgruppe mit den höchsten Raten an Alkoholabhängigkeit sind die 50-59-jährigen Männer (vgl. Seyer u.a. 2008, 9).

Jugendliche und junge Erwachsene wachsen in die bestehende Alkoholkultur der Gesellschaft hinein und müssen sich im Prozess der Entwicklung mit Alkoholerfahrungen auseinandersetzen. Dabei zeigen sich spezifische Muster: Bedingt durch die biographische Vorverlagerung der Jugendphase ist ein früherer Einstieg in den regelmäßigen Konsum zu erkennen, der bei vielen Jugendlichen bereits mit 13 Jahren beginnt. Bei den 16-17-Jährigen ist von 1994 bis 2004 eine deutliche Zunahme des durchschnittlichen Alkoholkonsums zu verzeichnen, die bei den 18-21-Jährigen schwächer ausfällt und sich bei den über 21-Jährigen in einen Rückgang des Konsums verkehrt (Uhl. u.a. 2009, 170f.). Eine ähnliche Entwicklung findet sich beim Problemkonsum.

Charakteristisch für den jugendlichen Alkoholkonsum ist es, dass er sich insbesondere bei den 16-19-Jährigen sehr stark auf das Wochenende konzentriert. Täglicher Alkoholkonsum ist im Jugendalter noch relativ selten; stattdessen wird am Wochenende Rauschtrinken praktiziert, was Folgeprobleme durch Überdosierungen und alkoholbedingte Unfälle und

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

Verletzungen mit sich bringt. Mit zunehmendem Alter findet eine Nivellierung des Konsums über die gesamte Woche statt (vgl. BMGF 2005, 39). Im Zeitvergleich wird mit Hilfe der HBSC-Studien deutlich, dass Rauscherfahrungen bei den 15-Jährigen im Verlauf der 1990er Jahre stark gestiegen sind; seither zeichnet sich eine Stagnation ab (Seyer u.a. 2008, 10f.). Die Zunahme von Spitalseinweisungen stellt nach Uhl einen kritisch zu bewertenden Indikator dar: Sie hängt neben der realen Zunahme an Alkoholrausch-Erfahrungen auch mit einer öffentlichen Sensibilisierung für das jugendliche Rauschtrinken, mit einer Verlagerung der Trinkereignisse vom privaten in den öffentlichen Raum und mit einer veränderten Diagnosepraxis in den Spitälern zusammen (Uhl u.a. 2008).

Im internationalen Vergleich ist der Alkoholkonsum österreichischer Jugendlicher überdurchschnittlich. Laut ESPAD-Studie haben 80% der 15-16-Jährigen in den letzten 30 Tagen Alkohol konsumiert, 56% waren in den letzten 12 Monaten mindestens einmal betrunken (Hibell et al. 2009, 64ff.). Laut HBSC-Studie waren ein Drittel der 15-jährigen Burschen und ein Viertel der 15-jährigen Mädchen in den letzten 30 Tagen betrunken, wobei die Gleichsetzung von jugendlichem Rauschtrinken mit „Komasaufen“ eine unzulässige Stigmatisierung darstellt (Dür/Griebler 2007, 45). Detaillierte Studien zu jugendlichen Konsumpraktiken zeigen, dass die konsumierten Mengen gerade bei jüngeren Jugendlichen meist nicht sehr hoch sind und Probleme weniger aus gezieltem Risikoverhalten, sondern eher aus Naivität, Unüberlegtheit und Unerfahrenheit resultieren (Bundesministerium für Gesundheit 2008; Institut für Erziehungswissenschaft 2009).

Eine besondere Problemgruppe sind schließlich Jugendliche aus alkoholbelasteten Familien. Nach Schätzungen betrifft dies 18 % aller österreichischen Jugendlichen. Sie gelten als Hauptrisikogruppe für die Entwicklung eigener Suchterkrankungen und für Probleme im emotionalen Bereich, was besondere Unterstützungsformen notwendig macht (Uhl u.a. 2009).

Illegale Drogen

Im Vergleich zu den legalen Substanzen spielt der Konsum illegaler Drogen eine relativ geringe Rolle. Zwar ist eine relativ große Minderheit der Heranwachsenden inzwischen bereit, illegale Drogen auszuprobieren, doch bleibt es in den meisten Fällen bei wenigen Konsumexperimenten (vgl. ÖBIG 2008, IV). Die am häufigsten konsumierte illegale Droge ist Cannabis. Laut ESPAD-Studie verfügen 19% der 15-16-jährigen Burschen und 15% der 15-16-jährigen Mädchen über Cannabiserfahrungen. Diese Werte sind im internationalen Vergleich unterdurchschnittlich, während bei anderen illegalen Drogen für Österreich überdurchschnittliche Konsumerfahrungen zu verzeichnen sind (ESPAD 2009, 101). In der HBSC-Studie wird deutlich, dass die 12-Monats- und die 30-Tage-Prävalenzen beim Cannabiskonsum wesentlich geringer sind als die absoluten Konsumerfahrungen (Dür/Griebler 2007, 46). Demnach geht der Konsum nur bei einer kleinen Gruppe der Konsumenten/innen über Probiererfahrungen hinaus.

Die Hauptkonsumentengruppe sind die 20-24-Jährigen. Nach Untersuchungen in Wien und Oberösterreich verfügen ca. 40% dieser Altersgruppe über Cannabiserfahrungen (Seyer u.a. 2008, 15f.; ÖBIG 2008, 12); im weiteren biographischen Verlauf geht der Konsum von illegalen Drogen insgesamt zurück. Er scheint damit ein episodisches, lebensphasenspezifisches Phänomen zu sein, das mit entwicklungsbedingtem Risikoverhalten und dem Bedürfnis nach Rauscherfahrungen in dieser Altersphase zusammenhängt. Konsumbezogene

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Probleme manifestieren sich (im Unterschied zu Alkohol) ebenso am häufigsten im jungen Erwachsenenalter. Die 20-24-Jährigen stellen das Hauptklientel in drogenspezifischen Beratungs- und Therapieeinrichtungen; der Frauenanteil beträgt in den verschiedenen Altersgruppen 20-30% (ÖBIG 2008, 26f.). Während der Konsum von Cannabis im Verlauf der 1990er Jahre und bis Anfang der 2000er Jahre angestiegen ist, zeichnet sich seither in Österreich sowie international eine leicht rückläufige Tendenz ab (vgl. ESPAD 2009, 144ff.). Für Österreich gilt dies – im Gegensatz zu anderen Ländern – nicht für andere illegale Drogen, was dadurch erklärt wird, dass sich in spezifischen Gruppen das Substanzspektrum beim Experimentierkonsum verbreitert hat (ÖBIG 2008, 12).

Substanzungebundene Suchtformen

Neben den substanzgebundenen Suchtformen werden auch eine Reihe von substanzungebundenen Suchtformen öffentlichkeitswirksam diskutiert. Bei den weitverbreiteten „Essstörungen“ ist allerdings mit Lindenmeyer davon auszugehen, dass es sich bei deren Bearbeitung im Rahmen des Suchthilfesystems um eine „Fehlsteuerung von Patienten mit einer anderweitigen psychischen Störung handelt, bloß weil diese im Deutschen das Wort Sucht (...) enthält“ (Lindenmeyer 2007, 5). Die einzige substanzungebundene Suchtform, die in medizinischen Klassifikationssystemen Erwähnung findet, ist das „pathologische Spielverhalten“. Für Österreich fehlen hierzu aussagekräftige Daten. Schätzungen von pathologischen Spielern schwanken je nach ideologischer Ausrichtung zwischen 10.000 und 60.000 Betroffenen in Österreich. Insgesamt sind zu 85-90% Männer betroffen (Seyer u.a. 2008, 5; Sonntag u.a. 2007, 31). Nach deutschen Daten findet sich Unterstützungsbedarf in nennenswertem Umfang erst bei Personen ab 28 Jahren. Der durchschnittliche Einstieg in das Spielverhalten liegt in Österreich bei 19-31 Jahren; davon abweichend hat der Verein für anonyme Spieler in Wien bei 37% der pathologischen Spieler ein Einstiegsalter vor dem gesetzlichen Mindestalter von 18 Jahren erhoben, was darauf hindeutet, dass problematische Formen des Spielens bereits im Jugend- und jungen Erwachsenenalter beginnen (vgl. Fischer/Schreiberhuber 2009, 5f.). In über 80% der Fälle geht pathologisches Spielverhalten mit weiteren Persönlichkeitsstörungen einher.

Besonders diffus ist die Datenlage zur so genannten Online- oder Internetsucht, da es hierzu bis heute keine eindeutige, allgemein anerkannte Definition gibt. Zimmerl definierte den „pathologischen Internetgebrauch“ mit Hilfe der Übertragung von Kriterien anderer Abhängigkeitserkrankungen (Zimmerl 2008). Hahn und Jerusalem bezeichnen Internetsucht „als eine moderne Verhaltensstörung und eskalierte Normalverhaltensweise im Sinne eines exzessiven und auf ein Medium ausgerichteten Extremverhaltens“ (Hahn/Jerusalem 2001, 283). Sie schätzen 3,2% der von ihnen befragten Internetnutzer als internetsüchtig ein und 6,6% als gefährdet. Zugleich scheint es sich vor allem um eine Jugendproblematik zu handeln (Hahn/Jerusalem 2001, 284ff.). Diese Werte wurden in einer Schweizer Studie bestätigt und werden für Schätzungen in Österreich zur Grundlage genommen. Österreichische Prävalenzstudien existieren noch nicht. Zu anderen substanzungebundenen Suchtformen liegen ebenfalls noch keine substantiellen Untersuchungen vor.

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

2. Rausch, Sucht und Abhängigkeit

Die Beschäftigung mit Sucht ist bei der Bestimmung ihres Problemfelds mit einer doppelten Schwierigkeit konfrontiert: Erstens ist unklar, bei welchen Formen des Substanzkonsums und bei welchen Formen exzessiven Verhaltens von Sucht gesprochen werden kann, da prinzipiell jedes Verhalten eine suchtförmige Gestalt annehmen kann und zugleich die Grenze zwischen normalem und süchtigem Verhalten schwer zu ziehen ist (vgl. v. Wolffersdorff 2005, 336f.). Zweitens strebt niemand bewusst „Suchtverhalten“ an, sondern Sucht entsteht in einem meist langdauernden Prozess unter der Hand als Folge anderer Handlungsintentionen. Die Suchtgefährdung muss also aus anders intendierten Handlungen und Alltagspraxen konstruiert werden. Schetsche erläutert am Beispiel der Internetsucht, dass den Betroffenen erst in einem Akt der Problemdeutung ihr Status als „Problemopfer“ deutlich gemacht werden muss (Schetsche 2007, 122). Dies gilt für Suchtgefährdungen im Jugendalter generell, da sich Suchtprobleme meist erst im weiteren Verlauf des Lebens manifestieren und zudem nur einen kleinen Teil der Jugendlichen betreffen. Suchtprävention hat demnach mit einem geringen Problembewusstsein ihrer Adressaten/innen zu rechnen. Insbesondere bei Jugendlichen kann sie „nicht auf Bedrohungs-kognitionen als motivationaler Grundlage aufbauen“ (Petermann/Roth 2006, 134).

Der Substanzkonsum zielt nicht auf Sucht, sondern auf Rauscherfahrungen. Das Bedürfnis nach „Rausch“, nach aus dem Alltag herausgehobenen Erfahrungen, die gruppenbildende und gemeinschaftsstabilisierende Funktionen haben, scheint ein in allen Gesellschaften auffindbares Menschheitsphänomen zu sein (vgl. Sting 2004). Auch in unserer Gesellschaft spielt der Rausch eine bedeutende Rolle, was an der Ausbreitung der Kulturdroge Alkohol sichtbar wird.

Es gibt Indizien dafür, dass sich das Bedürfnis nach Rauscherfahrungen bei Jugendlichen im Kontext des gesellschaftlichen Wandels verstärkt. Dem Substanzkonsum wird schon seit längerem eine spezifische Funktionalität bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter zugeschrieben: Z. B. kann er die Ablösung vom Elternhaus unterstützen, Zugang und Zugehörigkeit zu Gleichaltrigengruppen vermitteln, körperliche Selbst- und Grenzerfahrungen ermöglichen, zur Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Wert- und Normvorstellungen führen und so zur Identitätsentwicklung beitragen (Kastner/Silbereisen 1988; Leppin u.a. 2000, 11). Jungaberle unterscheidet eine Reihe von „motivationalen Grundthemen“ (z.B. Angstüberwindung, Neugier, Suche nach Grenzen, Zugehörigkeit, Auflehnung/Protest, Problembewältigung), die den jugendlichen Umgang mit psychoaktiven Substanzen leiten. Rauscherfahrungen werden dabei gezielt herbeigeführt und zugleich mittels unterschiedlicher Strategien kontrolliert. Die vorherrschende Darstellung des Rauschs als „unkontrollierbar“ widerspricht der alltäglichen Erfahrung mit Alkohol und wirkt als Botschaft an Experimentier- oder Gelegenheitskonsumenten von illegalen Drogen demotivierend (Jungaberle 2007, 186, 178). Eine Tübinger Studie zum jugendlichen Rauschtrinken zeigt, dass die Kontrolle des Alkoholkonsums ein wesentliches Moment der Organisation von Trinkereignissen darstellt (Institut für Erziehungswissenschaft 2009, 8).

Rauscherfahrungen werden meist in spezifische Situationen und Gruppenzusammenhänge (setting) eingebettet und mit besonderen Erwartungshaltungen und Stimmungen (set) wie Entspannung, Feiern, Spaß und Geselligkeit verknüpft, die die Substanzwirkung wesent-

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

lich beeinflussen. Das Zusammensein mit Anderen, das Gemeinschaftserlebnis macht den eigentlichen „Sinn“ des Rausches aus (Institut für Erziehungswissenschaft 2009, 9). In Peergroups werden Rituale für den Umgang mit Substanzen und Erklärungsmuster für Rauscherlebnisse weiter gegeben. Substanzkonsum kann als Aufnahme-ritual und zur Markierung besonderer Situationen dienen (Blätter 2007, 84f.).

Die Eigenschaft des Rauschs, temporäre Bewusstseinsveränderungen hervorzurufen, prädestiniert ihn für die Gestaltung von sozialen Übergängen und Statuspassagen. Während in unserer Gesellschaft allgemein verbindliche und gesellschaftlich vorgegebene Übergangsrituale weitgehend an Bedeutung verloren haben, müssen Heranwachsende ihre Entwicklungsaufgaben im Rahmen einer selbsttätigen Initiations- und Übergangsarbeit bewältigen. Die Übergangsarbeit erfolgt angesichts einer Vielfalt von Lebensoptionen zunehmend im „Selbstexperiment“. Das Eingehen von Risiken, wie sie Rauscherfahrungen im Hinblick auf ihre körperlichen, psychischen und sozialen Folgewirkungen enthalten, ist eine wesentliche Begleiterscheinung. „Risikoverhalten“ gilt deshalb als ein charakteristisches Merkmal für das Jugendalter und funktional für den Entwicklungsprozess (Böhnisch 1999, 166ff.). Zentrales Motiv von Rauscherfahrungen ist jedoch nicht das individuelle Risiko, sondern ihr sozialintegrativer Aspekt. Rauschrituale stiften Zusammengehörigkeit und schaffen soziale Distinktionen (Bartsch 2007, 219). Sie bringen kollektive Ereignisse hervor, die eine identifikatorische Basis für gemeinsame Erfahrungen und Erzählungen bilden.

Während beim größten Teil der Heranwachsenden Substanzkonsum und Rauscherfahrungen „im Kontext einer normativen Adoleszenzentwicklung“ zu betrachten sind und im Hinblick auf eine spätere Suchtgefährdung eher unproblematisch erscheinen, skizzieren Petermann und Roth daneben eine zweite Konsumpraxis, die sich nur bei wenigen Jugendlichen auffinden lässt, die als „Indikator für maladaptive Entwicklungsverläufe“ gesehen werden kann und die den Beginn einer Missbrauchs- oder Suchtproblematik andeutet (vgl. Petermann/Roth 2006, 116). Auch Jungaberle verweist auf einen „problematischen“ Konsumtypus, bei dem der Substanzkonsum weniger instrumentellen Strategien zur Erreichung von Entwicklungszielen folgt, als eine alternative Problembewältigungsstrategie bei unzureichenden biopsychosozialen Ressourcen darstellt (vgl. Jungaberle 2007, 185). Die Suchtprävention müsste sich dementsprechend in ihren Maßnahmen an der „entwicklungsbedingten bzw. adaptiven Form“ des Substanzkonsums orientieren, was die Mehrzahl der konsumierenden Jugendlichen betrifft, und zugleich spezifische Angebote für die kleine Gruppe von Problemkonsumenten entwickeln. „Die gegenwärtigen Programme orientieren sich jedoch eher an einem Defizitmodell und betrachten drogenkonsumierende Jugendliche nahezu ausschließlich unter einer klinischen Perspektive“ (Petermann/Roth 2006, 116).

Im Gegensatz zu Substanzkonsum und Rausch gelten „Sucht“ und „Abhängigkeit“ als eindeutig negativ besetzte Begriffe. Verhinderung von Sucht oder Abhängigkeit stellt die Kernaufgabe der Suchtprävention dar. Nolte weist nach, dass die „Krankheit Alkoholismus“ zum Leitmodell unserer heutigen „Sucht-Idee“ geworden ist, deren Elemente (progressiver Verlauf der Krankheit, Kontrollverlust, Abstinenz als therapeutisches Endziel, Gefahr des „Rück-falls“) auf andere Suchtformen übertragen werden (Nolte 2007, 53ff.). Dem Suchtverständnis wohnt damit eine Tendenz zur Steigerung, zum Verfall und zum Kontroll- und Selbstverlust inne. Sucht wird heute unabhängig vom Substanzgebrauch als eine

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

extreme oder exzessive Verhaltensweise verstanden, deren wesentliches Kriterium das „Nicht-mehr-aufhören-können“ bzw. die „zwanghafte Wiederholung“ ist (Vief 1997, 891; Scheerer 1995, 35f.).

Um eine wissenschaftlich präzise Diagnose und Behandlung von Suchtproblemen zu ermöglichen, ersetzte die WHO im Jahr 1964 den Suchtbegriff durch die Begriffe „psychische“ und „physische Abhängigkeit“. Die internationalen medizinischen Klassifikationssysteme für die Bestimmung von Krankheiten (ICD-10 und DSM-IV) orientieren sich seither am Begriff der „Substanzabhängigkeit“. Die Kriterien für die medizinische Diagnose einer Abhängigkeitserkrankung beruhen auf einer Weiterentwicklung der mit dem Suchtbegriff verbundenen Assoziationen. Nach DSM-IV müssen zur Diagnose einer Substanzabhängigkeit drei der folgenden sieben Kriterien erfüllt sein:

1. Toleranzentwicklung und Dosissteigerung;
2. Entzugssymptome in konsumfreien Phasen;
3. stärkerer Konsum als intendiert;
4. Wunsch, den Konsum zu reduzieren oder einzustellen;
5. hoher Zeitaufwand zur Beschaffung und Beschäftigung mit der Substanz;
6. Einschränkungen wichtiger beruflicher und Freizeitaktivitäten;
7. anhaltender Konsum trotz wiederkehrender sozialer, psychischer oder körperlicher Probleme (Soellner 2000, 17).

Im öffentlichen wie im Fachdiskurs konnte sich die Begriffsbestimmung der WHO nicht durchsetzen. Sucht und Abhängigkeit werden heute weitgehend synonym verwendet (Paetzold 2006, 19), wobei beide Begriffe aus der Perspektive der Suchtprävention problematische Implikationen beinhalten. Der Begriff der „Substanzabhängigkeit“ befördert eine „pharmakozentrische Sichtweise“ (Scheerer 1995, 14), die die Droge mit ihren Wirkungen ins Zentrum rückt und die substanzungebundene Suchtformen unterschätzt. Zugleich wird die Orientierung an der Modellsucht Alkoholismus nicht aufgegeben, was zur Unterbewertung von Suchtformen wie Tabakabhängigkeit oder problematischem Cannabiskonsum führt (Sting 2004a, 229). Darüber hinaus sind die Indikatoren der Klassifikationssysteme nicht neutral, sondern wert- und normabhängig (Dollinger/Schmidt-Semisch 2007, 11). Schließlich widerspricht die Möglichkeit der „Selbstheilung“, der abrupten selbstbestimmten Beendigung des Konsums, die neben dem Ausstieg aus dem Tabakkonsum vor allem bei Konsumenten illegaler Drogen im jungen Erwachsenenalter auftritt und häufig mit biographischen Einschnitten wie Berufseintritt, Familiengründung oder beginnender Elternschaft einher geht (Weber/Schneider 1997, 253ff.), dem Bild des zwanghaften und progressiven Krankheitsverlaufs. Suchtprozesse sind als komplexe und heterogene biographische Verläufe zu betrachten. Sie beinhalten ein ständiges Auf und Ab mit Höhepunkten und konsumfreien Phasen, das immer wieder Entscheidungsprozesse der Betroffenen zulässt. Im vielfältigen Bündel potentieller Schutz- und Risikofaktoren gibt es keine vorab definierbaren Ursachenkomplexe, die unweigerlich zur Sucht führen, sondern die Frage, ob und wie Sucht entsteht, hängt jeweils auch von aktuellen Entscheidungen, Handlungsoptionen und Bewältigungsformen ab (Stein-Hilbers 2007, 41).

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

3. Suchtpräventive Angebote für Jugendliche und junge Erwachsene

Suchtprävention hat in Österreich in den letzten Jahrzehnten einen Professionalisierungsprozess durchlaufen, der sich nicht nur auf das Leitbild und die Angebote, sondern auch auf die Organisationsstruktur bezieht (vgl. Uhl/Springer 2002). In jedem Bundesland befindet sich eine landesweite Fachstelle für Suchtprävention, die suchtpreventive Aktivitäten initiiert und koordiniert. Alle Fachstellen sind österreichweit in der ARGE Suchtvorbeugung vernetzt, was einen Austausch von Arbeitsansätzen, Projektideen und Konzepten ermöglicht. Somit finden sich viele suchtpreventive Angebote in mehreren oder allen Bundesländern, wobei in jedem Land eigene Schwerpunkte gesetzt werden. Neben der Projektarbeit konzentrieren sich die Fachstellen vor allem auf die Qualifikation von Multiplikatoren/innen und auf die Unterstützung der suchtpreventiven Arbeit in Schulen, Jugendarbeit, Betrieben, Gemeinden usw.

In der suchtpreventiven Praxis werden unterschiedliche Konzepte und Strategien verfolgt, die von verschiedenen Wirkungskonstellationen im Hinblick auf Suchtentwicklungen und die Möglichkeit der Suchtvorbeugung ausgehen. Nach wie vor sehr verbreitet sind klassische Aufklärungsstrategien, die durch die Vermittlung von Informationen und Wissen über die Wirkungsweisen von Substanzen und über die Anzeichen und Gefahren von Sucht aufklären wollen. Zu dem Zweck halten die Fachstellen u.a. an Jugendliche gerichtetes Informationsmaterial zu unterschiedlichen Themen bereit, z.B. Flyer zu verschiedenen Substanzen und Suchtformen sowie zu Sucht und Hilfe allgemein, Internetseiten für Jugendliche, Videoclips und Kurzfilme und spezielle Formate wie „Kater-Karten“ (Kärnten) oder „pocketinfo Alkohol“ (Wien). Daneben werden Workshops mit Jugendlichen durchgeführt (z.B. „angeRAUSCHt“ in Salzburg), aber auch mit Eltern und Multiplikatoren/innen (Lehrer/innen, Jugendarbeiter/innen, Sozialarbeiter/-pädagoginnen, Lehrlingsausbilder/innen etc.). Evaluationen belegen, dass reine Informationsstrategien relativ wirkungslos sind (Bühler/Krüger 2006, 61), dass sie aber eine sinnvolle Ergänzung anderer Präventionskonzepte sein können.

Am meisten verbreitet sind in Österreich Aktivitäten zur Lebenskompetenzförderung, die auf die Stärkung von Selbstwert und Selbstwirksamkeit, auf die Förderung sozialer und kommunikativer Kompetenzen sowie auf Widerstandsfähigkeit und Bewältigungsfertigkeiten zielen. Lebenskompetenzprogramme werden bereits im Kindergarten- und Volksschulalter eingesetzt; es finden sich aber auch Umsetzungen für das Jugendalter. Beispiele mit einem breiten gesundheitsfördernden Fokus, der neben der Suchtprävention auch die Gewaltprävention mit einschließt, sind das Schulprogramm „PLUS“ für 10-14-Jährige (Tirol), die Programme „suchtfrei O.K.“ (Kärnten) und „Clever und Cool“ (Oberösterreich) für die 7. bzw. 8. Schulstufe und das Projekt „It's my life“ für Fachberufsschulen (Kärnten).

Ein großer Teil der universellen, an die Allgemeinheit gerichteten Suchtprävention findet in der Schule statt. Bauer bringt in diesem Zusammenhang allerdings ein „Präventionsdilemma“ zum Vorschein, das darin besteht, dass suchtpreventive Angebote – analog zu sonstigen schulischen Bildungsangeboten – sehr selektiv wahrgenommen werden. „Heranwachsende in sozial benachteiligter Lebenslage mit einem erhöhten Risiko der Ausbildung selbst- und fremdschädigender Verhaltensweisen“ werden über die Schule besonders schwer erreicht (Bauer 2005, 14). In außerschulischen Bereichen wie der Offenen Jugend-

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

arbeit sind derartige Präventionsangebote wenig beliebt und werden in Österreich auch kaum umgesetzt. Evaluationen zur suchtpreventiven Wirkung von Lebenskompetenzprogrammen sind bisher eher ernüchternd. Quensel weist in einer breit angelegten Metaanalyse ihre relative Wirkungslosigkeit nach (vgl. Quensel 2004, 24ff.); Silbereisen hinterfragt das aus der Medizin übertragene Modell der „Immunisierung“ (Silbereisen 1999, 77ff.), und Petermann und Roth stellen fest, dass Präventionskomponenten wie das „Selbstwertgefühl“ relativ zeitstabile Persönlichkeitsmerkmale darstellen, deren Stärkung statt kurzfristiger Programme eine langdauernde pädagogische Einflussnahme und eine vertrauensvolle Beziehung erfordern (vgl. Petermann/Roth 2006, 96). Lebenskompetenzförderung scheint vor allem dann sinnvoll zu sein, wenn sie als Impuls für längerfristige Erziehungs- und Bildungsprozesse betrachtet wird. Darüber hinaus erscheinen für das Jugendalter spezifische, nach Zielgruppen differenzierte Ansätze, die den Erfahrungshintergrund der Jugendlichen berücksichtigen, angemessen.

In der Suchtprevention mit Jugendlichen finden sich eine Reihe von Angeboten, die dem Alternativansatz folgen. Aufgrund seiner Erlebnis- und Aktivitätsorientierung bietet dieser Zugang vielfältige Einsatzmöglichkeiten in der Arbeit mit Jugendlichen. Er zielt zum einen auf handlungsorientierte Kompetenzen und Selbstwertstärkung, zum anderen geht es um Grenzerprobungen, um das Ermöglichen neuartiger Selbst- und Welterfahrungen und um die Vermittlung von Gruppenerlebnissen, was spezifische Funktionalitäten des Substanzkonsums aufgreift (Sting/Blum 2003, 73ff.). Der Alternativansatz zielt im Hinblick auf den Substanzkonsum nicht auf Abstinenz; stattdessen geht es darum den „verantwortungsvollen Gebrauch“ mit „Alternativen minderen Risikos, aber vergleichbarer Entwicklungsfunktion“ zu verbinden (Silbereisen/Kastner 1987, 905, 916).

In den österreichischen Fachstellen gibt es dazu wenig Angebote. Am meisten verbreitet sind Theaterprojekte (z.B. Niederösterreich, Wien, Tirol) und Medienprojekte (Vorarlberg). Darüber hinaus gibt es kunst- und erlebnispädagogische Projekte in der offenen und verbandlichen Jugendarbeit und Outdoor-Aktivitäten wie Kanufahren oder Klettern. Die Stärke des Alternativenansatzes ist seine hohe motivationale Komponente. Evaluationen zeigen bei einer universell-präventiven Verwendung ein diffuses Bild. Das Konzept scheint u.a. dann Chancen zu bieten, wenn die Adressaten/innen in die Planung und Durchführung der Maßnahmen einbezogen werden und wenn der Erwerb von Kompetenzen Teil der Maßnahme ist (Bühler/Kröger 2006, 62).

Neben den bisher skizzierten Konzepten der universellen Prävention etablieren sich seit einigen Jahren immer mehr selektive Zugänge, die sich vor allem an riskant konsumierende Jugendliche und junge Erwachsene richten. Es handelt sich dabei um Konzepte zur Früherkennung und Frühintervention sowie um Konzepte zur Schadensminimierung. Einerseits geht es dabei um die Intervention bei beginnenden Suchtentwicklungen, andererseits um die Vermeidung von konsumbezogenen Unfällen und Gesundheitsgefährdungen. Die Sucht- und Drogenkoordination Wien betrachtet den Ausbau von Früherkennungs- und Frühinterventionsmaßnahmen als zentrale Zukunftsaufgabe (Sucht- und Drogenkoordination Wien 2009, 27).

Im schulischen Kontext ist österreichweit das Programm „Step-by-Step“ verbreitet, das Anleitungen für den Umgang mit suchtmittelkonsumierenden Schüler/innen liefert. Hierbei handelt es sich um ein lehrerzentriertes, indikatorengestütztes Fortbildungsangebot, das

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

auch Handreichungen für Gespräche und Handlungsschritte beinhaltet. Für den Bereich der Jugendarbeit sind vor allem Zugänge interessant, die partizipative und selbstreflexive Elemente enthalten. Dazu zählen Kurzinterventionen nach dem Modell des motivational interviewing, die zur Verhaltensänderung motivieren sollen (Marzinzik/ Fiedler 2005). Als Fortbildungen für Jugendeinrichtungen und soziale Dienste werden zu dem Zweck die Interventionsprogramme „MOVE“ (Wien) und „MOVIN“ (Kärnten, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol) angeboten.

Präventive Ansätze zur Schadensminimierung entstanden zunächst im Umfeld der Partyszene, um bei drogennahen Szenen und intensiv konsumierenden Personengruppen Drogenunfälle zu reduzieren. Auf Basis einer konsumakzeptierenden Perspektive geht es dabei um die Vermittlung von Konsumregeln und -riten, um konsumbezogenes Erfahrungswissen und um die Reflexion eigener Konsumerfahrungen. Eine Sonderstellung nimmt in dem Zusammenhang das Wiener Projekt „Check iT!“ ein, das als einzige Einrichtung in Österreich Drug Checking anbietet. Darüber hinaus arbeiten das Tiroler Projekt MDA basecamp und das Vorarlberger Eventbegleitungs-Projekt „taktisch klug“ nach diesem Ansatz. Einzelne Projekte setzen gezielt bei spezifischen Problem- oder Risikosituationen an. Das Kärntner Pilotprojekt „Grenzwert“ richtet sich in Kooperation mit dem LKH Klagenfurt gezielt an Jugendliche mit auffälliger Alkoholintoxikation und verbindet die Vermittlung von Hilfsangeboten mit einer motivierenden Kurzintervention zur Reflexion der eigenen Konsumpraxis. Ein ähnliches Konzept verfolgen die „FreD-Kurse“, die in Oberösterreich für 16-23-jährige erstauauffällige Drogenkonsumenten/innen angeboten werden.

Eine übergreifende Perspektive nehmen Konzepte ein, die Suchtprävention als Bildungsarbeit begreifen, z. T. verbunden mit settingbezogenen Elementen. In diese Perspektive können zum einen Aktivitäten zur Kompetenzförderung sowie zur Konsum- und Genussziehung einfließen und zum anderen Bestrebungen zur Reflexion von Konsumerfahrungen, zur Verbreitung konsumbezogenen Wissens und zur Gestaltung von Konsumsituationen. Leitorientierungen stellen in dem Zusammenhang Begriffe wie „Risikokompetenz“, „pädagogische Risikobegleitung“ oder „Genusskultur“ dar. Suchtprävention wird dabei nicht nur als isoliertes Tätigkeitsfeld betrachtet, sondern als Bestandteil einer allgemeinen körper- und gesundheitsbezogenen Bildungsarbeit.

Die österreichischen Fachstellen für Suchtprävention haben zu dem Zweck das Schweizer Internetangebot „feelok“ für die jeweiligen regionalen Gegebenheiten adaptiert, das sich für den Einsatz in unterschiedlichen pädagogischen Feldern eignet und das neben der Vermittlung von Informationen und Hilfsangeboten zahlreiche selbstreflexive Elemente zum Umgang mit dem eigenen Körper, zum Wohlbefinden und zum Substanzkonsum enthält. Darin enthalten sind z.B. Selbsttests zur Einschätzung der eigenen Konsumpraxis. Einen spezifischen Ansatz verfolgt das oberösterreichische Pilotprojekt „Peer Drive Clean“, das auf der Grundlage des Peer-Involvement in Kooperation mit Fahrschulen das Risikobewusstsein für alkoholbedingte Unfälle stärken will. Schließlich haben sich in jüngster Zeit verschiedene setting-bezogene Initiativen zur Verbreitung einer risikobewussten Fest- und Feierkultur etabliert. Hierbei werden an Jugendliche und junge Erwachsene gerichtete Aktivitäten mit Fortbildungen, Checklisten oder Maßnahmekatalogen für Veranstalter kombiniert, um das Risikobewusstsein für alkoholbedingte Problematiken zu schärfen. In dem Zusammenhang sind z.B. die Wiener Projekte „preVENT“ und „Party Fit!“, die Salzburger Initiative „Tennengauer Jugendpower“, das Angebot „Fest im Griff“ aus der Steiermark und

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

die Fortbildungen zur „alternativen Festkultur“ in Niederösterreich zu erwähnen. Einen stärker positiv ausgerichteten Zugang verfolgt das Präventionskonzept „risflecting“, das auf die entwicklungsfördernde Integration von Rausch- und Risikoerfahrungen und auf die Förderung einer verantwortungsvollen Genusskultur zielt (www.risflecting.at). Risflecting übernimmt Elemente der Erlebnispädagogik und verknüpft sie mit reflexiven Anteilen, die Rausch- und Risikoerfahrungen in ihrer Bedeutung als Übergangsrituale und Grenzwahrnehmungen ernst nehmen. Aus diesem Zugang sind bisher österreichweit eine Reihe von Projekten für die präventive Jugendarbeit entstanden (z.B. „Wagnis Leben“, „check your boarders“ „risk'n'fun“).

Darüber hinaus gibt es vereinzelte, auf spezifische Zielgruppen zugeschnittene Aktivitäten. So wurde in Vorarlberg eine Plattform „Migration und Sucht“ eingerichtet, um vor allem Eltern türkischer Herkunft für das Thema Sucht zu sensibilisieren. Dies wird um Veranstaltungen zum „Diversity Management in Gemeinden“ ergänzt. Zur Unterstützung von Jugendlichen in suchtbelasteten Familien hat sich mit „ENCARE“ ein internationales Netzwerk etabliert, an dem auch österreichische Institutionen beteiligt sind. Erste an Jugendliche gerichtete Hilfsangebote gibt es am Anton-Proksch-Institut in Wien, das Gesprächsgruppen für 13-19-jährige Angehörige bereit stellt, sowie von der Diakonie Linz, die im Rahmen des Projekts PEPAU (Peers Empowerment Prävention in alkoholbelastetem Umfeld) Gruppenarbeit mit betroffenen 12-18-jährigen Jugendlichen durchführt, die sich in einer Einzelbetreuung befinden.

4. Empfehlungen

Die skizzierten gesellschaftlichen Tendenzen bringen zum Vorschein, dass konsumbezogene Probleme und Suchtentwicklungen zwar im Jugendalter relevant sind, sich aber keineswegs in herausgehobener Weise in dieser Altersphase manifestieren. Auch gibt es wenig Anzeichen für eine Zuspitzung der Problematik, so dass vorschnelle Dramatisierungen unangebracht sind. Die Entwicklung des Konsum- und Suchtverhaltens ist im Kontext von vier übergreifenden Prozessen zu betrachten: 1. einem Prozess der Verfrühung jugendlicher Entwicklung, der zur Vorverlagerung jugendtypischer Praxisformen führt, 2. einer Angleichung der Geschlechter, die z.T. Konsumsteigerungen bei weiblichen Heranwachsenden mit sich bringt, 3. neuartiger Übergangsproblematiken im Jugendalter, die Jugendliche mittels Selbstinitiationen und z.T. riskanten Selbstexperimenten zu bewältigen haben und 4. einer generellen Verstärkung des Gesundheitsbewusstseins in der Gesamtbevölkerung, die zu einer Reduktion der Konsumraten bei gleichzeitiger Sensibilisierung für auffälliges Konsumverhalten führt.

Aus der Übersicht über Konsumverhalten, suchrelevanten Praktiken und Suchtpräventionsmaßnahmen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen lassen sich folgende Einzelaspekte anführen, zu denen zukünftiger Handlungsbedarf besteht:

- Die Raucherquoten unter österreichischen Heranwachsenden sind im internationalen Vergleich sehr hoch. Aufgrund der enormen gesundheitspolitischen Bedeutung des Rauchens sind Bemühungen zur Reduktion des Rauchens notwendig. Isolierte, auf Jugendliche gerichtete Raucherentwöhnungs- oder Nichtraucherprogramme erscheinen allerdings weniger sinnvoll als die Entwicklung einer gesamtgesellschaftlichen Strategie zum Umgang mit dem Rauchen.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

- Zum Verständnis jugendlichen Rauschtrinkens sind gezielte Untersuchungen zu Erscheinungsformen, Motiven und zum Bezug zu gegenwärtigen Entwicklungsdynamiken erforderlich, um davon ausgehend angemessene Präventions- und Unterstützungsangebote zu entwickeln. Dazu gehört eine Enttabuisierung und breitere Beschäftigung mit dem Thema Rausch in der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen.
- Angesichts des hohen Gefährdungspotentials dieser Zielgruppe müssen Unterstützungsmöglichkeiten für Jugendliche aus suchtbelasteten Familien erweitert werden.
- Aufgrund der Tatsache, dass eine kleine Gruppe von Heranwachsenden intensive Konsumerfahrungen mit verschiedenen illegalen Substanzen macht, wäre es sinnvoll, szenenahe, jugend- und konsumentenorientierte Präventionsangebote über Tirol, Vorarlberg und Wien hinaus auch in anderen Bundesländern zu etablieren.
- Zu substanzungebundenen Suchtformen, insbesondere zum pathologischen Spielen und zur Internet- bzw. Onlinesucht fehlen bisher substanzielle, auf Österreich bezogene Untersuchungen.
- Gerade im Jugendalter müsste Suchtprävention eine stärkere Zielgruppendifferenzierung vornehmen und den Erfahrungshintergrund der Jugendlichen berücksichtigen. Dies beinhaltet erstens eine Abkehr vom „klinischen Blick“ bei Jugendlichen mit „normalem“, entwicklungsadäquatem Konsumverhalten zugunsten übergreifender entwicklungs- und bildungsbezogener Thematisierungsformen. Zweitens geht es um den Ausbau selektiver Prävention durch die Etablierung spezifischer, nichtstigmatisierender Präventions- und Unterstützungsformen für die kleine Gruppe der Problemkonsument/innen (z.B. durch jugendgemäße Konzepte der Früherkennung und -intervention). Und drittens müssten schließlich die Unterstützungsbedürfnisse spezifischer Zielgruppen, die durch die bestehenden Angebote nur ungenügend erreicht werden, wie z.B. Jugendlicher mit Migrationshintergrund, stärker beachtet werden. Dies bedeutet zugleich eine stärkere Berücksichtigung der vorhandenen Diversität in Studien zu Substanzkonsum und Suchtproblemen.

TEIL A – KAPITEL 5: GESUNDHEIT – RISKANTES VERHALTEN – DELINQUENZ

Literatur

- Bartsch, G. (2007): Drogenkonsum und soziale Ungleichheit. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. VS: Wiesbaden, S. 213-234.
- Bauer, U. (2005): Das Präventionsdilemma. Potentiale schulischer Kompetenzförderung im Spiegel sozialer Polarisierung. VS: Wiesbaden.
- Blätter, A. (2007): Soziokulturelle Determinanten der Drogenwirkung. In: Dollinger, B./ Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. VS: Wiesbaden, S. 83-96.
- BMGF (Hrsg.) (2005): Österreichweite Repräsentativerhebung zu Substanzgebrauch. Erhebung 2004. Bericht. Wien.
- Böhnisch, L. (1999): Sozialpädagogik der Lebensalter. Juventa: Weinheim, München.
- Bühler, A./Kröger, C. (2006): Expertise zur Prävention des Substanzmissbrauchs. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Köln.
- Bundesministerium für Gesundheit (Hrsg.): Wissenschaftliche Begleitung des Bundesmodellprogramms „HaLT – Hart am Limit“. Endbericht. Berlin 2008.
- Curie, C. et al. (2008): Inequalities in Young People's Health. HBSC International Report from the 2005/2006 Survey. Kopenhagen.
- Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (2007): Reflexive Suchtforschung: Perspektiven der sozialwissenschaftlichen Thematisierung von Drogenkonsum. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. VS: Wiesbaden, S. 7-33.
- Dür, W./Griebler, R. (2007): Gesundheit der österreichischen SchülerInnen im Lebenszusammenhang. Ergebnisse des WHO-HBSC-Survey 2006. Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend: Wien.
- Fischer, G./Schreiberhuber, A. (2009): Spielsucht in Österreich. ([www.sucht-addiction.info/content/docs/Spielsucht in Österreich.pdf](http://www.sucht-addiction.info/content/docs/Spielsucht_in_Oesterreich.pdf), 30.10.2009).
- Hahn, A./Jerusalem, M. (2001): Internetsucht: Jugendliche gefangen im Netz. In: Raitzel, J. (Hrsg.): Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Leske+Budrich: Opladen, S. 279-294.
- Hibell, B. et al. (2009): The 2007 ESPAD Report. Substance Use Among Students in 35 European Countries. The Swedish Council for Information on Alcohol and Drugs (CAN): Stockholm.
- Homfeldt, H. G./Sting, S. (2006): Soziale Arbeit und Gesundheit. Reinhardt: München.
 Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen/Forschungsinstitut tifs (2009): Einflussfaktoren, Motivation und Anreize zum Rauschtrinken bei Jugendlichen (Forschungsprojekt im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit). Tübingen.
- JUNGABERLE, H. (2007): Qualitative Drogen- und Suchtforschung – am Beispiel eines kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekts. In: DOLLINGER, B./SCHMIDT-SEMISCH, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. Wiesbaden, S. 169-194.
- Kastner, P. /Silbereisen, R. K. (1988): Die Funktion von Drogen in der Entwicklung Jugendlicher. In: Bartsch, N./Knigge-Illner, H. (Hrsg.): Sucht und Erziehung. Band 2: Sucht und Jugendarbeit. Beltz: Weinheim/Basel, S. 23-32.
- Leppin, A./Hurrelmann, K./Petermann, H. (2000): Schulische Suchtprävention: Status Quo und Perspektiven. In: Leppin, A./Hurrelmann, K./Petermann, H. (Hrsg.): Jugendliche und Alltagsdrogen. Luchterhand: Neuwied/Kriftel/Berlin, S. 9-21.
- Lindenmeyer, J. (2007): Von Daten zu Taten? Anmerkungen zur Suchthilfestatistik 2006. In: Sucht 53, Sonderheft 1, S. S4-S6.
- Marzinzik, K./Fiedler, A. (2005): MOVE – Motivierende Kurzintervention bei konsumierenden Jugendlichen. Evaluationsergebnisse des Fortbildungsmanuals sowie der ersten Implementierungsphase. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Köln.
- Nolte, F. (2007): "Sucht" – zur Geschichte einer Idee. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. VS: Wiesbaden, S. 47-58.
- ÖBIG (Hrsg.) (2008): Bericht zur Drogensituation 2008. Wien.
- Paetzold, W. (2006): Semantische Spielräume der Begriffe Abhängigkeit und Sucht. In: Emrich, H. M./Schneider, U. (Hrsg.): Facetten der Sucht. Lang: Frankfurt a. M. u. a., S. 19-38.
- Petermann, H./Roth, M. (2006): Suchtprävention im Jugendalter. Interventionstheoretische Grundlagen und entwicklungspsychologische Perspektiven. Juventa: Weinheim/München.
- Quensel, S. (2004): Das Elend der Suchtprävention. VS: Wiesbaden.
- Scheerer, S. (1995): Sucht. Rowohlt: Reinbek.

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

- Schetsche, M. (2007): Sucht in wissenssoziologischer Perspektive. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. VS: Wiesbaden, S. 113-130.
- Seyer, S./Gschwandtner, F./Paulik, R./Lehner, R. (2008): Factsheet Abhängigkeit und Substanzkonsum, Version 1.6. Institut für Suchtprävention: Linz.
- Silbereisen, R. K. (1999): Differenzierungen und Perspektiven für Prävention aus entwicklungspsychologischer Sicht. In: Kolip, P./Hurrelmann, K. (Hrsg.): Programme gegen Sucht. Juventa: Weinheim/München, S. 70-85.
- Silbereisen, R. K./Kastner, P. (1987): Jugend und Problemverhalten. In: Oerter, R./Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Psychologie Verlags Union: München/Weinheim, S. 882-919.
- Soellner, R. (2000): Abhängig von Haschisch? Cannabiskonsum und psychosoziale Gesundheit. Huber: Bern/Göttingen/Toronto/Seattle.
- Sonntag, D./Bauer, C./Hellwich, A. K. (2007): Deutsche Suchthilfestatistik 2006 für ambulante Einrichtungen. In: Sucht 53, Sonderheft 1, S. S7-S41.
- Stein-Hilbers, M. (2007): Selbstreflexive Ansätze in der Drogenforschung. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. VS: Wiesbaden, S. 35-45.
- Sting, S. (2004): Rauschrituale. Zum pädagogischen Umgang mit einem wenig beachteten Kulturphänomen. In: Wulf, Ch./Zirfas, J. (Hrsg.): Innovation und Ritual. Jugend, Geschlecht und Schule. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Beiheft 2-2004, S. 104-114.
- Sting, S. (2004a): „Cannabisabhängigkeit“ als neues Aufgabenfeld der Suchthilfe? In: Zeitschrift für Sozialpädagogik 2, H. 3, S. 226-239.
- Sting, S./Blum, C. (2003): Soziale Arbeit in der Suchtprävention. UTB: München.
- Sucht- und Drogenkoordination Wien (Hrsg.) (2009): Wiener Drogenbericht 2006-2008. Wien.
- Uhl, A. u.a. (2009): Handbuch Alkohol – Österreich. Zahlen. Daten. Fakten. Trends 2009. Bundesministerium für Gesundheit: Wien.
- Uhl, A./Bachmayer, S./Kobrna, U. (2008): Zunahme der alkoholbedingten Spitalsaufnahmen von Kindern und Jugendlichen, LBI Sucht. Wien (<http://www.api.or.at/akis/jugend%20und%20alkohol/rauschtrinken.htm>)
- v. Wolffersdorff, C. (2005): Drogen und Sucht. In: Otto, H.-U., Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Reinhardt: München, 324-338
- Vief, B. (1997): Sucht. In: Wulf, Ch. (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Beltz: Weinheim/Basel, S. 891 – 905.
- Weber, G./Schneider, W (1997): Herauswachsen aus der Sucht illegaler Drogen. Selbstausstieg, kontrollierter Gebrauch und therapiegestützter Ausstieg. VWB: Berlin.
- www.checkyourdrugs.at, 30.10.2009.
- www.encare.at, 30.10.2009.
- www.mdabasecamp.com, 30.10.2009.
- www.risreflecting.at, 15.04.2010.
- www.suchtvorbeugung.net, 30.10.2009.
- Zimmerl, H. (2008): Internetsucht – Update 2008 und Ausblick (www.e-health.at/zimmerl/internetsucht-update.html, 30.10.2009).

DER AUTOR:

Univ.-Prof. Dipl.-Päd. Dr. **Stephan Sting** ist stellvertretender Institutsvorstand des Instituts für Erziehungswissenschaften und Bildungsforschung an der Universität Klagenfurt und Studienprogrammleiter der Studienrichtung Pädagogik. Weiters ist er Mitglied der Sachverständigenkommission zum 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich.

5.4 Präventionsforschung

Franz Gschwandtner
Richard Paulik
Seifried Seyer
Rainer Schmidbauer

Spricht man von Prävention – so scheint am ersten Blick alles klar zu sein. „Prävention“ ist eines der Schlagwörter unserer Zeit. Mit präventiven Maßnahmen sollen in der Regel negative Begleiterscheinungen der gesellschaftlichen Entwicklung verhindert werden (insbesondere jene die der Bevölkerung via Medien als Problem vermittelt werden): Drogen, Sucht, Rauchen, Krankheiten, Kriminalität, Essstörungen, sexueller Missbrauch etc. Die Prävention vermittelt das Gefühl, dass etwas gegen die Missstände unserer Zeit getan wird. Aus diesem Grund erfreut sich der Begriff einer durchaus verständlichen Beliebtheit – vor allem auch in der Politik (Hafen 2001). Prävention gilt rundum als positiv. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) empfiehlt sie als zugleich effektiv, human und kostengünstig (Rehm, 2003).

Sprachliche Verwirrung entsteht allerdings, wenn man weiter ins Detail geht (Uhl, 2007):

- wenn nämlich festgestellt wird, dass Repression traditionellerweise in Generalprävention (zielt auf die Allgemeinheit in Form von Abschreckung der Öffentlichkeit durch Bestrafung von Täter/innen; Stabilisierung der Strafrechtsnorm und Schaffung von Vertrauen in der Öffentlichkeit in die Rechtsordnung) und Spezial- bzw. Individualprävention („negative Spezialprävention“ bedeutet Unschädlichmachen der Täter/innen durch in Gewahrsam nehmen und durch individuelle Abschreckung; „positive Spezialprävention“ bedeutet Resozialisierung der Täter/innen) unterteilt wird.
- wenn Therapie als auch Schadensbegrenzung häufig als „Tertiärprävention“ bezeichnet werden.

Als Resultat ergibt sich in der Praxis ein breiter Interpretationsspielraum, wenn es um die Bedeutung des Begriffs Prävention geht. Insofern werden zu Beginn des Beitrags die gängigen Präventionsdefinitionen dargestellt. Ausgehend von den Definitionen setzen wir uns mit Modellen und Menschenbilder im Kontext Prävention auseinander. Darauf aufbauend werden die wesentlichen Strategien und Ansätze theoretisch erklärt. Zum Schluss wird versucht, Implikationen in Hinblick auf eine erfolgreiche Präventionsarbeit aus den bestehenden Forschungsergebnissen abzuleiten.

1. Gängige Präventionsdefinitionen

Als **Prävention** (vom lateinischen *praevenire*: zuvorkommen, verhüten) können vorbeugende Maßnahmen – um ein unerwünschtes Ereignis oder eine unerwünschte Entwicklung zu vermeiden –, bezeichnet werden.

Oder, wie Kirch/Badura (2006, S. VII) formulieren: „Prävention lässt sich vielleicht am besten mit vorausschauender Problemvermeidung übersetzen.“

SECHSTER BERICHT ZUR LAGE DER JUGEND IN ÖSTERREICH

Die gebräuchlichsten Einteilungen von Prävention und Präventionsmaßnahmen sehen wie folgt aus (Uhl, 2007):

In den 1950er Jahren wurde eine **2-stufige Klassifikation** in Primär- u. Sekundärprävention eingeführt, die vor allem in der Organmedizin noch immer weit verbreitet ist:

- **Primärprävention:** Maßnahmen vor der Krankheitsmanifestation; d.h. allgemeine Prävention und Prävention bei Hochrisikogruppen
- **Sekundärprävention:** Maßnahmen nach der Krankheitsmanifestation; d.h. Behandlung und Rückfallprävention

Einige Zeit nach der Formulierung der 2-stufigen Klassifikation wurde diese in der Fachwelt auf eine 3-stufige ausgeweitet. Diese ist inzwischen im Bereich der geistigen Gesundheit und im Suchtbereich am gebräuchlichsten und gewinnt auch in der Organmedizin laufend an Bedeutung. Diese **3-stufige Klassifikation** unterscheidet zwischen:

- **Primärprävention:** allgemeine Prävention an unselektierten Personengruppen
- **Sekundärprävention:** Prävention bei Hochrisikogruppen
- **Tertiärprävention:** Behandlung und Rückfallprävention bei manifest Erkrankten

Ein interessanter Versuch eine ähnliche Klassifikation wie die im Suchtbereich gebräuchlichste 3-stufige Klassifikation, mit eindeutigeren Begriffen zu formulieren, etablierte sich in den letzten drei Jahrzehnten. Diese Klassifikation wird z.B. von NIDA (National Institute of Drug Abuse) und der EBDD (Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht) als auch in der Gewaltprävention (Eisner/Ribeaud/Locher, 2009) verwendet. Dabei werden unterschieden:

- **Universelle Prävention**, die auf die Allgemeinheit zielt. Darunter fallen Maßnahmen, die für alle Personen einer Population wünschenswert sind. Zum Beispiel Schulprogramme zur Förderung der Lebenskompetenzen der SchülerInnen, massenmediale Kampagnen, Maßnahmen am Arbeitsplatz. Universelle Prävention ist unterstützend und proaktiv. Ein Vorteil universeller Maßnahmen ist, dass niemand stigmatisiert wird und dass durch sie eine große Breitenwirkung erzielt werden kann. Dem steht als Nachteil gegenüber, dass universelle Prävention oft mit großem Aufwand verbunden ist und die verfügbaren Mittel über viele Personen verteilt werden, die von vornherein ein geringes Risiko haben.
- **Selektive Prävention**, die auf Risikogruppen fokussiert. Sie zielt auf Individuen ab, deren Risiko, Substanzmissbrauch zu zeigen, bzw. abhängig oder Opfer bzw. Täter von Gewalt zu werden, über dem Durchschnitt liegt, z.B. Kinder von Eltern, bei denen Alkoholismus aufgetreten ist. Programme die auf Risikogruppen fokussieren, haben den Vorteil, dass sie die Mittel gezielt dort einsetzen, wo eher Wirkungen hervorgebracht werden können. Dem steht der Nachteil gegenüber, dass unter Umständen soziale Gruppen stigmatisiert werden können.
- **Indizierte Prävention**, die auf Personen mit manifesten Problemen zielt. Sie ist solchen Personen vorbehalten, die bereits ein manifestes Risikoverhalten etabliert haben.